

Sozialdemokrat

Zentralorgan d. Deutschen sozialdemokratischen Arbeiterpartei i. d. Tschechoslowakischen Republik.

Erscheint mit Ausnahme des Montag täglich früh.

Dr. Sektion u. Verwaltung: Drag II, Telčanska 18 • Telefon: 20703, 31409, Rašerskaft. (ab 21 Uhr): 33658 • Postamt: 57544

13. Jahrgang.

Sonntag, 24. Dezember 1933

Nr 301.

Im Schatten der Barbarei

„Die Griechen — von denen wir auch darin immer noch lernen können — definierten die „Barbaren“ als die Menschen, die nicht auf Gründe hören konnten, und erblickten darin die Ursache ihrer moralischen Minderwertigkeit.“

Hendrik de Man.

Wenn nach Jahrzehnten oder Jahrhunderten der Chronist von dieser unserer Zeit berichten wird, wie Horatio im „Hamlet“:

„Von Taten fleischlich, blutig, unnatürlich, Zufälligen Verbrechen, blindem Mord; Von Toden, durch Gewalt und List bewirkt, Und Plänen, die verfehlt zurückgefallen Auf der Erfinden Haupt!“

um einer anderen Welt zu sagen, wie alles dies geschah“, dann wird der Reichstagsbrand-Prozess in seiner ganzen sinnbildlichen und sinngebenden Bedeutung erkannt werden, so sehr, daß man ihn für eine Erfindung halten wird, nicht anders, als man den Trojanischen Krieg, der Nibelungen Not, als man Jesus oder Shakespeare für erdichtet hielt oder noch hält. Es gibt überdimensionale Erscheinungen, die in unserer Wirklichkeit nicht Raum haben, auch wenn sie in ihr geschehen, die man auch mit dem gewaltigsten Aufwand an Phantasie nicht ersinnen könnte, die stärker sind als jedes Bild, das der Haß der Feinde, die Liebe und Ehrfurcht der Freunde, das Satire und Seldenepos von ihnen geben könnten.

Daß die Braunhemden den Reichstag angezündet haben, das wird nur eine Episode unter vielen anderen sein; daß sie ihre Gegner für die Brandstiftung verantwortlich machen, ein Schurkenstück mehr unter Tausenden seinesgleichen; daß sie angebliche Brandstifter vor das Blutgericht stellen und kaltblütig aburteilen — auch das noch wird als Justizmord durchgehen und sich in eine Begriffs-kategorie einreihen, die es auch vor dem Beginn der deutschen Barbarei gab. Der Prozess aber, in dem das Tribunal einem mißbrauchten und abgegriffenen Jilat zum Trost zur Szene wurde, auf der das Riesentmaß der Leiber weit übers Irdische hinauswuchs, dieser Prozess, der auf einer höheren Ebene die Barbarei zum Bilde verdichtete, wird nicht gelaubt werden. Den wird man für eine Dichtung halten.

Justizmorde, Standgerichte, Bluturteile hat es auch vor dem Dritten Reich und außerhalb Deutschlands gegeben. Was den Leipziger Prozess so ungeheuerlich machte, war die tägliche Konfrontation der Blutjustiz, die über Befehl zu morden hatte, mit dem Schein eines Verfahrens, das aus einer längst verunkelten Zeit übernommen war, zu der keine Brücke mehr führt. Es waren dieselben Richter, die einmal wirklich unabhängig und unabhöfbar waren, so unabhängig, daß sie aubert-halb Jahrzehnte lang gegen die Republik, die sie bezahlte, Unrecht sprechen durften. Nun saßen sie da, Clowns in der roten Robe, lächerliche Handwurste im Kaspertheater eines Sadisten, der sich im Gerichtssaal einen Orgasmus bereite und nur aus besonderer Gnade die Nilpferdpeitsche draußen gelassen hatte. Diese Richter sprachen noch die alte Sprache, ihr Vokabular war das einer normalen Strafprozedur mit Anträgen, Wortentzug, Beratung, sie sprachen noch von Alibi, Beweis und Gegenbeweis, aber das alles war gespensterisch, denn es war, durch lange Monate hinausgezogen, nervenzer-reißend und furchtbarer als der letzte Schund-

roman oder das blutigste Schauerdrama, eine graufige Komödie. Womit soll man das vergleichen? Wenn Kinder, die nicht wissen, woher sie kommen und wohin sie gehen, Geburt und Tod spielen, geschäftig und feierlich, mit einer düsteren Trauer, die echt sein könnten und doch gespielt sind, ohne daß die Akteure den Hintergrund ihres Spiels erkennen würden, wenn in Rührstücken der Sänger auf der Bühne das hohe C schmettert, während hinter den Kulissen sein Kind stirbt, wenn einer gleichgültige Dinge verrichten muß, während

Wo in aller Welt und wann in allen Zeiten wäre es noch vorstellbar, daß bei der Verhandlung eines Kapitalverbrechens die Polizeipräsidenten von allen Ecken und Enden ihre Alibis anbieten?! Man stelle sich doch die Situation vor: in Paris wird über einen Mord verhandelt und die Polizeichefs von Lyon und Lille telegraphieren dem Gericht, sie lämen als Täter nicht in Betracht! Da wurden Tugend-Zeugen ernsthaft befragt, ob ein „Druck auf sie ausgeübt“ wurde; die Richter, die so fragten, standen selbst unter dem stärksten Druck,

machen würde — möchte sie immerhin ergebnislos bleiben — der Glaube an die Vernunft und die Möglichkeit kritischer Erkenntnis, das ist im Faschismus verloren gegangen. Ob ein Bild schön, ein Buch gut, eine wissenschaftliche Theorie richtig ist, das entscheidet einzig und allein Herr Goebbels. „Recht ist,“ definiert Herr Frank II, „in allen Ländern nur das, was wir für Recht halten und erklären.“ Ob es Gott gibt oder nicht, ist weder Sache wissenschaftlicher Untersuchung noch des privaten Gewissens, sondern obliegt dem Führer zu entscheiden.

Man kann mit diesem Regime noch Diplomatie spielen, wie es eine hoffnungslos beschränkte Politik heute versucht. Man kann ja auch mit einem Irrsinnigen Schach spielen. Nur wundere man sich nicht, wenn er plötzlich die Figuren umwirft und einem an die Gurgel fährt! Man kann den kindlichen Versuch machen, sich mit SA-Leuten polemisch auseinanderzusetzen. Aber man wisse, daß sie als letztes Argument den Revolver bereit halten! Man kann gemeinsam mit Hitler den europäischen Frieden organisieren, aber man treffe seine lebenswilligen Verfügungen, wenn anders man nicht solche Ordnung am Vorabend des Weltunterganges mit Recht als überflüssig ansieht!

Die faschistische Barbarei ist keine deutsche Spezialität. Nur Nuancen an ihr sind spezifisch deutsch, einige weitere spezifisch preussisch. Im Augenblick aber ist sie Gestalt geworden in Deutschland und als deutsche Barbarei bedroht sie die Welt. Verschärft durch die weltweite Kontrastwirkung zwischen Kant und Goebbels, Goethe und Hitler, Goering und Beethoven, ist sie nun einmal die klassische Form der faschistischen Bestialität geworden. Man lizitiere da nicht! Ob der Zugriff des polnischen Henkers zarter ist als der des deutschen, ob die Phantasie eines Siguranz-Schergen die eines SA-Mannes übertrifft, das steht nicht zur Diskussion. Wo weniger Menschlichkeit war, hat die größere Bestialität mehr Platz, im Licht deutschen Geistes wirft die Erscheinung des faschistischen Bluthundes den dunkleren Schatten. Nirgends aber ist so wie in Deutschland und im Bereich der deutschen Sprache der Untergang der Kultur deutlich geworden. Hier erst merkt man, daß jedes Wort, das gestern noch galt, heute nur noch eine Lüge oder ein dreidiger Witz ist.

Weihnacht? In ungeweihter Erde stehen die deutschen Weihnachtsbäume, ihr Holz fehlt zum Bau von Galgen und Schafotts. 36 deutsche Scharfrichter werden die deutsche Weihnacht einläuten wie vorzeiten die deutschen Dome. Riesengroß steht die Phrase, denn das Wort ist Blut geworden und wütet unter uns. Kein Gefühlston dringt aus jenem Reich, der nicht zum Uebelwerden eilig, kein Kommando, das nicht herausfordernd zum Gegenstoß, kein Argument, das nicht verlogen zum Irrsinnigwerden ist. Eine Welt bricht zusammen. Wo ihre höchsten Gipfel standen, ist es am furchtbarsten. Aber aufbauen wird die neue Welt nur, wer den Mut hat, den Untergang der alten zu erkennen. Wer sich über den Aptraum dieser Weihnacht damit tröstet, daß es ein Traum ist, der ist verloren. Was Europa in diesen zwölf Nächten träumt, wird leider in Erfüllung gehen. Am Anfang einer neuen Zeit steht der Mut, die alte zu Ende zu denken und auszusprechen, was ist. „Wenn der Erdbreis birst — den furchtlosen werden die Ruinen tragen!“

Torgler und die Bulgaren freigesprochen!

Lubbe zum Tode verurteilt

Gestern um 9 Uhr früh wurde in Leipzig das Urteil im Prozess gegen Torgler, van der Lubbe, Dimitroff, Taneff und Popoff verkündet.

Torgler und die Bulgaren wurden „mangels ausreichender Beweise“ freigesprochen, Lubbe wurde zum Tode verurteilt. Gegen das Urteil gibt es keine Berufung. Es ist noch nicht entschieden, ob der Verteidiger Lubbes ein Gnadengesuch an den Reichspräsidenten einreichen wird.

Goering hat seine Drohung wahrgemacht, sich der Freigesprochenen zu bemächtigen. Sofort nach der Verkündung des Urteilspruches wurden sie von der Polizei in „Schuß“-Haft genommen.

sich eine Tragödie abspielt, das mögen Situationen sein, die entfernt an das erinnern, was sich in Leipzig abgespielt hat. Denn jedes Augenblick in dieser langen Zeitspanne konnte ja Goering dazwischentreten. Deus ex machina, konnte auf den Richtertisch hauen und die Beendigung des Spiels binnen fünf Minuten, sofortiges Todesurteil, oder Freispruch mit Auslieferung der Gefangenen an die SA oder sonst irgend etwas verlangen. Während die Richter Gründe abwogen und sich um Gegenstände bemühten, während sie ihre verrosteten Bürokratenhirne strapazierten, um ehrliche Leute meineidig und meineidige Justizhändler zu Heroen zu machen, konnte jederzeit offenbar werden, daß dies alles für die Kat' und hinausgeworfenes Geld sei. Daß der Täter, der sich dieses Gericht an Unschuldigen vorführen ließ, nur zwei- oder dreimal dazwischentrete, seinen Unrat in den Saal spie oder von fernher drohte, auch das war kaum Zufall, sondern von ihm berechnet zur Steigerung der Qual, die solches Spiel dem Zuschauer bereiten mußte.

Denn was für den gläubigen Christen das Sakrileg, die Schändung der Messe, für den Juden die Entheiligung des Sabbath, das mußte für die europäische Kulturmenschenheit die Nachahmung eines Gerichtsverfahrens sein, das in Wahrheit keines mehr war, sondern der Bierull einer Räuberbande, die doch gezeigt hat, daß sie mit Revolver, Knüttel und Peitsche kurzen Prozess zu machen versteht und hier den langen nur deshalb duldet, weil sie sich an der Verurteilung der veralteten Form bestialisch amüsierte.

Vor dem Gericht erschienen abgestrafte Schwerverbrecher in der Uniform von Polizeipräsidenten und letzten Zeugniss ab: gegen die Angeklagten, aber vor allem auch für sich.

der überhaupt denkbar ist: in einem Lande mit Goering zu leben. Man könnte ebensogut einen Menschen, der durch Zufall in den Raubtierkäfig geraten ist, darüber befragen, ob er sich bedroht fühlte. Da traten Sachverständige auf, die sichtlich nicht merkten, wieviel es geschlagen hatte, und in aller Naivität Dinge ausplauschten, die man nicht hören wollte. Da sie aber gesprochen wurden, ließen sich die Drahtzieher wegen der Betriebsstörung keine grauen Haare wachsen. Mit der Ueberlegenheit des starken Mannes, den's nicht ansieht, daß Zeugen zugegen sind, wenn er Weib und Kinder der peitscht, weil es niemanden etwas angeht, was er in seinem Hause tut, mit der ganzen Selbstsicherheit des bewaffneten Banditen, den der Lärm der Opfer und der Zuschauer nicht stört, nahm man die Aeußerung der Professorenhin, die mit der chemischen Analyse der Brandstoffe hinter die Kulissen der Brandstiftung leuchteten.

In diesem Prozess — und dadurch eben war er zum verdichteten Symbol der deutschen Barbarei, das man einst für erdichtet halten wird — wurde mit der Logik, mit dem gesunden Menschenverstand, mit Gerechtigkeit und Würde des Gerichts Sallodri gespielt. Millionen wollen es nicht glauben, aber dem kritisch Denkenden ist es offenbar, daß mit dem Sieg des Faschismus die Fundamente der europäischen Kultur zerschlagen sind. Es ist wirklich und wahrhaftig der Untergang des Abendlandes und die babylonische Verwirrung unter den Menschen. Keiner versteht mehr den andern. Was seit Aristoteles und bis Einstein gemeinsame Regel des Denkens, Basis jeder Auseinandersetzung war, was noch eine Diskussion zwischen dem Jesuiten Madermann und dem Bolschewiken Radel möglich

Völkerbund und Internationale

Eine Weihnachtsbetrachtung von Dr. Karl Renner

Die frohe Botschaft, an die das Weihnachtsfest erinnert, verkündet „Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind“. Eine Friedensbewegung gleicher Art sollte die Begründung des Völkerbundes sein und große Hoffnungen hat das Menschengeschlecht an diese Einrichtung geknüpft. In ihrer überwältigenden Mehrheit verschmähen die Menschen, als Einzelne gesehen, den Krieg, aber nicht die Einzelnen, sondern die Staaten entscheiden und die Staaten stehen gerüstet gegeneinander, über ihnen ist kein Richter und zwischen ihnen entscheidet die Gewalt der Waffen. Diesen Zustand ständig drohenden Kampfes aller gegen alle zunächst zu mildern und in fortschreitender Arbeit zu beseitigen sollte die Vereinigung aller Kulturstaaten in einer freien demokratischen Gemeinschaft berufen sein. Heute jedoch, nach vierzehnjährigem Bestande droht dem Völkerbund Lahmlegung oder Ausräumung! Die Welt wird um eine Hoffnung ärmer!

Die Idee internationaler Zusammenarbeit ist von den ersten Tagen ihres Bestandes an Gedankenart der Sozialdemokratie gewesen. An der Eingangspforte ihrer Geschichte steht das Flammenwort: Proletariat aller Länder vereinigt Euch! Diese Vereinigung des Proletariats erscheint zunächst als Parole für eine Klasse der Gesellschaft, aber ihr Ziel ist von Anbeginn an eine internationale Zusammenfassung der Staatenwelt zu einer großen Friedensgemeinschaft der kultivierten Welt und dieses Ziel spricht aus dem Reizreim unseres Kampfliedes:

L'Internationale
Sera le genre humain!
Die Internationale
Wird die Menschheit sein!

In diesem Geiste hat die Sozialdemokratie aller Länder die Aufrichtung des Völkerbundes begrüßt, freilich nicht als sofortige Erfüllung, sondern als bloße Verheißung, nicht als Verwirklichung unseres internationalen Ideals, sondern als Anfang einer Entwicklung, die zu diesem Ideal hinführen kann. Zugleich mit der Anerkennung des Völkerbundes hat die Sozialdemokratie überall ihre Vorbehalte gemacht, die in einzelnen Ländern so weit gingen, daß man auch gegen den Beitritt zum Völkerbund stimmte. Aber auch dort, wo man dagegen stimmte, hat man sich zur Grundidee bekannt und bloß an der konkreten Gestaltung Kritik geübt. In folgende Punkte läßt sich diese Kritik zusammenfassen:

Der Völkerbund ist erstens keine ganze Gemeinschaft der Völker. Er krankte vom ersten Tage an durch das Fernbleiben der Vereinigten Staaten von Nordamerika, deren Präsident Wilson zu seiner Begründung den Anstoß gegeben hatte. Es fehlte ihm damit der eine Teilnehmer, der, den europäischen Streitigkeiten, dem durch die Geschichte ausgeschauten Haß zwischen einzelnen Nationen des europäischen Kontinents durch die ganze Breite des Atlantischen Ozeans entrückt, ein neutraler, objektiver, uninteressierter Schiedsmann zu sein berufen war. Es fehlten ihm anfangs die besiegten Staaten, ein Mangel, der allerdings später ausgeglichen wurde, es fehlt ihm bis zur Stunde auch Rußland. Dieser erste Mangel nahm der jungen

Einrichtung von Anfang an die Hälfte ihrer Autorität.

Der Völkerbund ist zweitens keine volle Gemeinschaft. Er besitzt nur ein sehr schwaches Recht der Entschliebung und so gut wie gar kein machtvolleres Organ der Vollziehung. In den wesentlichsten Fragen können Beschlüsse nur einstimmig gefaßt werden. Diese Klausel schafft ein liberum veto, das heißt ein Einspruchsrecht des einzelnen Teilnehmers, das den Völkerbund ebenso lahmgelagt hat wie seinerzeit den alten polnischen Reichstag. Das Fehlen der Vollzugsgewalt aber nimmt den Entschliebungen jede tatsächliche Macht. Das Vorgehen Japans und die Hilflosigkeit, mit der ihm entgegengetreten wurde, haben die Ohnmacht augenscheinlich und sinnfällig gemacht.

Der Völkerbund ist drittens keine wahre Gemeinschaft der Völker. Nicht die Völker selbst mit ihren tausendfältigen geistigen und materiellen Strömungen erscheinen auf der Tribüne von Genf. Dort treten nicht die Weltanschauungen und die Klasseninteressen, die ja beide durch alle Nationen hindurchgehen und also internationale sind, in Erscheinung, sondern bloß die Regierungen der Staaten. Das Genf der Welt vorgeführt hat, das ist in Wahrheit kein Völkerbund, sondern ein permanenter Staatentag. Staatenregierungen aber sind ein sehr wechselvoller Ausdruck jeweils privilegierter Sonderinteressen, hinter denen die allgemeinen Interessen der Völker verschwinden. Dieses Uebel wird gerade heute sinnfällig! In Genf sitzen zum Beispiel nicht die deutsche und die italienische Nation mit all ihren Parteirichtungen nebeneinander, so daß etwa die Arbeiterschaften, die Katholiken, die Bourgeois, die Bauern beider Länder sich Gehör schaffen könnten. All das ist in der innerstaatlichen Maschinerie zerrieben worden und an der Oberfläche erscheinen bloß zwei faschistische Regierungen nebeneinander, beide imperialistisch, beide militaristisch, beide mit den Machtmitteln des Krieges rechnend und beide einzig und allein von dem „saero egoismo“, dem angeblich heiligen Sonderinteresse der Nation erfüllt. Alles, was die Völker verbinden könnte, ist so vorher ausgehaltet, alles, was die Staaten trennt, herausgearbeitet und an die Spitze getrieben! Nunmehr hat irgendein demokratisches Verhandeln keinen Sinn mehr: Macht mißt sich an Macht, Macht will sich mit Macht vertragen oder schlagen und also ersticht die Idee, alle mittleren und kleineren Völker überhaupt auszuschalten, die Entscheidung wenigen Großmächten vorzubehalten und es darauf ankommen zu lassen, ob diese Großmächte es nützlich oder nötig finden, ihre Gegenseite durch Verträge oder durch die Waffen auszugleichen. Das aber ist das Gegenteil all der geistigen Grundlagen, auf denen der Völkerbund beruhen soll. Dieses Gegenteil ist an den italienischen Vorschlägen sonnenklar zu Tage getreten. Ringt sich dieses Gegenteil durch, so ist die Seele des Völkerbundes erstickt, auch wenn man seinen Leib künstlich in Genf galvanisiert.

Diese Mängel haben es verschuldet, daß wir in diesen Tagen wirklich vor der Gefahr stehen, die Menschheit um eine große Hoffnung betrogen zu sehen. Wie aber kam es denn, daß dieses Friedensinstrument, das der Anfang einer neuen und großen Entwicklung sein sollte, so

rasch unbrauchbar zu werden droht? Mühte es so kommen: War das von allem Anfang an unvermeidlich? Keineswegs! Selbst die Tatsache, daß der Völkerbund gekoppelt war mit den diktatorischen Friedensschlüssen von 1919 hätte diese Wirkung nicht haben müssen. Im Gegenteil, der Völkerbund hätte ja das richtige Instrument werden, die Friedensschlüsse zu mildern und die Wunden des Krieges zu heilen. Ja, man muß bekennen, daß er diese Heilwirkung auch tatsächlich gehabt hat. Sein Bestand und seine Arbeit haben dazu beigetragen, die besiegten Völker wieder mit den Siegern an einen Ratsstisch zu bringen, die Reparationslasten zu mildern und schließlich abzubauen, die militärische Besetzung feindlicher Gebiete aus der Welt zu schaffen usw. Die Erwartungen, die die Sozialdemokratie in den Völkerbund gesetzt hat, sind darum keineswegs völlig unberechtigt gewesen. Gelingen und Versagen der Genfer Einrichtungen erwies sich abhängig von einem einzigen Umstand: Nachdem nicht die Völker selbst, sondern Staatsregierungen allein in Genf zu Worte kamen, hing alles davon ab, ob in den einzelnen Staaten gerade die Arbeiterklasse einen größeren oder geringeren Einfluß auf die Regierungen besaß. Alle Fortschritte vollzogen sich in der Zeit, wo die englische Arbeiterpartei die Regierung führte, wo in Frankreich die Linke parlamentarisch überwog, in der Zeit, wo das Deutsche Reich noch durch eine Koalition unter dem Einfluß der Sozialdemokraten regiert wurde. Jede Abweichung von diesen Zuständen brachte einen Rückschlag in Genf; der Sieg der Reaktion in England lähmte ihn vollends, aber die physische Ueberwältigung der Demokratie in Deutschland durch den Faschismus läutete dem Völkerbund die Totenglocke. In letzter Linie und in tiefstem Grunde ist es daher das internationale Proletariat und seine Macht, welche den Völkerbund getragen haben, wie sehr sich auch andere Kräfte an seiner Oberfläche tummelten. Diese anderen Kräfte waren im besten Falle Ideologen der Internationalität — ihre wahren Vorkämpfer waren immer die Proletarier aller Länder!

Und im tiefsten Grunde ruht die Friedensgemeinschaft der Völker auch heute in den Herzen und Hirnen der Arbeiterklasse. Diese hat die Verwirklichung des Friedens erst durch die Mittel von Genf erstrebt in der Weise, daß immer mehr Regierungen der Einzelstaaten, die in Genf vertreten sind, durch die Sozialdemokratie beeinflusst werden, und daß so der Friedendwille der Arbeiterklasse mittelbar, sehr mittelbar durch die Staatenvertreter in Genf zum Durchbruch kommt. Wie die erfolgreichen Vermittlungen in den letzten vierzehn Jahren beweisen, war der Weg nicht ungangbar und nicht ohne Erfolg. Wird dieser Weg durch den Faschismus verlegt, indem dieser sich fortschreitend der Staatsregierungen bemächtigt, wird der Völkerbund eine leerlaufende Mühle, die kein Mehl gibt, dann bleibt der Arbeiterklasse dieser mittelbare Weg zum Ziele eine Zeitlang unpassierbar, dann bleibt noch immer ihre große, unmittelbare Wirkung auf die Welt, die Wirkung durch die proletarische Internationale selbst, durch die Arbeiter in den Werkstätten und Fabriken, in den Bergwerken und Schiffswerken, bleibt noch immer die unmittelbare Friedensgarantie der Massen.

Es ist nicht Schuld der Sozialdemokratie, wenn die großen menschheitlichen Ideale, denen die Sozialdemokratie dient, in so vielen Ländern, die die Demokratie preisgegeben haben, vor allem in den Ländern des Faschismus, nicht

Neudeutsche Weihnacht



„Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen“

mehr auf dem geschlichen, parlamentarischen Wege erstritten werden können und wenn unsere Bewegung zurückgreifen muß auf die elementaren, sozusagen naturrechtlichen Rechte der leidenden Kreatur. Unsere Partei hat immer und überall den ordentlichen Rechtsgang gewollt, überall sich zunächst den Rechtsboden erkämpft und die rechtliche Macht erstrebt. Vor dem Richterspruch der Geschichte werden die Murrpatoren und Diktatoren nicht bestehen, vor ihm werden alle jene, die heute in Gefängnissen schmachten oder als Flüchtlinge in der Fremde irren, als Diener des Rechtes und also als Gerechte befunden werden und die Sachschuld und Blutschuld aller äußeren und inneren Kriege der Zukunft werden auf die Schultern jener Verbrecher am Rechte fallen, die sich heute Helden nennen und ihre Schuld mit dem Burpur der Macht zuzudecken sich mühen. Uns Sozialdemokraten aber bleibt das stolze Bewußtsein, daß wir, die wir im Sinne des Weihnachtspruches guten Willens sind, dem Rechte und dem Frieden zu dienen, durch unsere internationale Kampfsgemeinschaft das Ziel erreichen werden, das unser Lied verkündet: Die Internationale wird die Menschheit sein!

Der Puppenspieler

Roman von Felix Fehenbach

Im April schlug die Großmutter vor, Lene solle jetzt nach Akingen fahren. Wenn sie ihre Rückkunft auch erst im Mai erwarte, man könne sie wissen. . . Es gebe auch Frühgeburten.

So wurde denn an die Tante Regina geschrieben und angefragt, ob Lene schon kommen könne. Die Tante gab gleich Antwort, es sei alles bereit, Lene könne jeden Tag kommen.

Unter Anleitung der Großmutter wurde nun noch allerhand eingekauft, was an Stoffen und Sachen für die Herstellung der Babymätsche nötig war. Dann packte Lene ihre Siebenmätschen.

„Im Juni bin ich wieder da, Großmutter! Bis dahin mußt halt schau'n, daß d' allein zur rechkommst!“

„Da ich'n wir uns ich noch früher! Wenn's soweit is,fahr ich einmal am Sonntag runter nach Akingen und schau mir dei Rindle an. Also, mach's gut Lene!“

An bester Zudersicht fuhr Lene ab.

In Akingen wurde sie von der Tante an der Bahn abgeholt. Sie hatte in fürsorglichster Weise ein Zimmerchen für Lene gerichtet, und Lene begann schon am nächsten Tag mit dem Schneiderin d'r Babypausstaltung. Winzig kleine Hemdchen, Jäckchen und Häubchen entstanden unter ihren geschickten Händen. Windeln wurden zurechtgeschneit und gestäubt. Dabei fand man auch altes Stüd gute Verwendung. Auch die Bettbezüge für ein kleines Babypüttchen, das in einem leeren Waldstorb hergerichtet wurde, fertigte Lene selbst an.

Diese Arbeit machte der werdenden jungen

Mutter viel Freude, und die Tante half ihr dabei mit vielen guten Ratschlägen.

Bisher hatte Lene nur wenig Schwangerschaftsschmerzen gehabt. Jetzt stellten sich plötzlich Schmerzen ein, wie sie sie bisher nie gehabt hatte. Sie achlete zunächst nicht sonderlich darauf, meinte, das müsse so sein.

Zuweilen, wenn sie nach dem Essen ruhend auf dem Sofa lag, oder auch abends im Bett vor dem Einschlafen, spürte sie, daß in ihrem geschwollenen Leib sich etwas bewegt. Ganz deutlich war es zu merken, wie das Rindchen sich regte. Es war ihr, als strampfe das Kleine und könne es nicht erwidern, bis es den Sprung in die Welt machen dürfe. Diese Bewegungen des ungeborenen Kindes, von denen sie auch der Tante erzählt hatte, erfüllten Lene mit einer innigen Freude.

Aber dann kamen wieder die Schmerzen, und sie wurden immer qualender und stechender, so daß schließlich die Tante Regina riet, Lene solle doch mal zum Arzt gehen. Zusammen mit der Tante ging Lene dann in die Sprechstunde. Der Arzt untersuchte und machte ein bedenkliches Gefäch:

„Anormale Lage des Kindes. Es wird gut sein, wenn Sie einen Arzt zur Geburt zuziehen. Die junge Mutter braucht sich deshalb aber keine Sorge machen, wir werden dem Kleinen schon richtig auf die Welt helfen.“

Während Lene sich wieder ankleidete, sprach die Tante leise mit dem Arzt und wollte wissen, ob die Sache schlimm werden könnte. Der Arzt meinte, es bestehe kein unmittelbare Gefahr. Man müsse aber doch alles tun, um ein Unglück zu verhindern.

Die Tante sagte Lene nichts von dem, was sie allein mit dem Arzt gesprochen hatte, unterrichtete aber die Hebamme am nächsten Tag davon. Mitte Mai war es dann soweit, daß die Hebamme kommen mußte. Auch der Arzt wurde verständigt, und es stellte sich heraus, daß das

Rindchen Steiflage hatte. Es wurde eine sehr schwierige Geburt. Unglücklicherweise hatte sich auch noch die Nabelschnur dem Kind um den Hals gewickelt. Der Arzt brachte das Kind zwar ohne Beschädigung für Lene zur Welt, aber das Rindchen lebte nicht mehr. Es war während der Geburt erstickt.

Lene hatte viel Schmerzen aushalten müssen. Man sagte ihr nicht gleich, welches Unglück geschehen sei. Erst als sie sich ein wenig erholt hatte, brachte es ihr die Tante schmerzhaft bei.

So verzweifelt Lene zuerst gewesen war, als sie von ihrer Schwangerschaft erfahren hatte, so große Angst sie im Herbst noch vor dem kommenden Kind gehabt, so herzzerreißend war jetzt ihr Schmerz darüber, daß das Kind, um das sie soviel Angst und Sorgen gelitten, nicht leben sollte. Die Mutter war in dem jungen Mädchen erwacht, und die Tante vermochte es kaum zu trösten.

Zu allem Unglück kam jetzt auch noch ein schlimmes Fieber hinzu. „Kindbettfieber“ nannte es die Tante. Es mußte irgendeine Infektion vorgekommen sein, und nach wenigen Tagen folgte Lene ihrem Rindchen nach.

Die Eltern Cornelius kamen mit Hans, die Großmutter fuhr von Würzburg herüber, und auch Franz und Greil waren gekommen. Statt an dem vor ein paar Wochen noch erwarteten Taufschmaus, nahmen sie jetzt an einem Doppel-Leichenbegängnis teil.

Das Kasperlspielen war in den folgenden Wochen für die Familie Cornelius voll innerer Tragik. Jammer und Schmerz um die so plötzlich gestorbene Tochter zerrissen das gütig-mütterliche Herz der Frau Anna, und doch mußte sie Tag und Tag im Jahrmarktstrudel lustige Weisen auf der großen Drehorgel herunterspielen. Ihre Gedanken waren dabei oft weit fort. Warum die Lene nur so früh sterben mußte? Jetzt, wo alles wieder in Ordnung hätte kommen können. So ein junges

Mut. . . ! Daß der Tod aber auch so blind zugreift! Hätte doch mich mitnehmen können und die Lene dalassen. Ich tang ja so nimmer viel. . .

Und drinnen in der Kasperlbude saßen Vater Cornelius und Hans ihre Kasperlpuppen über die Spiellatte springen, vollführten mit ihnen tolle Kapriolen, spielten lustige Kasperlweiche, daß die draußen stehenden Kinder vor Vergnügen laut jubelten, — und ihre Herzen waren voll Trauer und Wehmut. Ihr Schmerz war stiller, nicht so anklagend gegen das Schicksal, nicht so aufbegehrend wie bei Mutter Anna. Aber Kasperls Späßen war für eine ganze Weile die innere Fröhlichkeit genommen. Es dauerte längere Zeit, ehe das alles wieder ins rechte Gleichgewicht kam.

Abends, wenn die drei Cornelius im Wohnzimmer saßen, war's jetzt recht still geworden. . .

Dann kam eines Tages die Ladung für Hans zur Berufsungsverhandlung. Der Rechtsanwalt hatte sie nach Bayreuth nachgeschickt. Das war Mitte Juni. Am Tag vor dem Verhandlungstag machte sich Hans fertig, um nach Würzburg zu fahren.

„Schau zu, daß d' freig'sprochen wirst, Hans!“ sagte ihm Vater Cornelius.

Hans war zuberfichtlich und meinte: „Die wer'n mich scho freisprechen! Wenn sie mir aber doch was aufbrummen, dann mach ich's gleich ab. Weißt, Vater, wenn der Groß jetzt wieder g'sund is, dann können sie mich garnit einsper'n.“

„Is schon einmal e Nachtwächter bei Tag g'storben, Hans.“ gab der Vater pessimistisch jurid. Und dann ging Hans zur Bahn.

In Würzburg suchte er abends die Großmutter auf. Frau Berta Lechner mußte sich jetzt in ihrem Milchladen allein behelfen. Es kam ihr alles so leer vor, seit die Lene gestorben war. Zum Hans sagte sie:

(Fortsetzung folgt)

Zusammenarbeit mit Svehla

Von T. G. Masaryk

Prag, 23. Dezember. Der morgige „Venkov“ bringt in seiner den Erinnerungen an Anton Svehla gewidmeten Nummer unter dem Titel „Zusammenarbeit mit Svehla“ folgenden Artikel des Präsidenten der Republik, T. G. Masaryk:

Ich kann mich nicht erinnern, wann und wie ich mit Svehla vor dem Kriege bekannt wurde. Der direkte Verkehr in dieser Zeit war gering. Ich war Abgeordneter in Wien seit dem Jahre 1907, Svehla wurde Abgeordneter im böhmischen Landtag ein Jahr später; da ich im Parlamente mit den agrarischen Abgeordneten in Beziehung trat, mußte ich in einigen praktischen Fragen auch Svehla aufsuchen. Ich verfolgte damals seine Tätigkeit und auch seine Tätigkeit als Chef der agrarischen Presse.

Als der Krieg ausbrach, kamen wir Reichsrats- und Landtagsabgeordnete zu gemeinsamen Beratungen zusammen; da lernte ich Svehla besser kennen. Ich sah meinen Vertrauen in seine politische Besonnenheit und seine praktische Gewandtheit und daher wandte ich mich an ihn, als ich den Entschluß faßte, ins Ausland zu gehen, um dort für unsere Selbstständigkeit zu arbeiten. Meinem Plan habe ich ihm bloß angedeutet; ich hoffte, daß er sich die Sache selbst zudenken werde. Ich wollte ihn in keiner Weise kompromittieren. Er hielt die Beziehungen zur Regierung und insbesondere zum Statthalter aufrecht und ich konnte ihn nicht in eine Lage bringen, daß er auf eine Frage Verbindungen mit mir leugnen müßte. Ich hatte ja keine Sicherheit, daß ich meine Pläne verwirklichen werde; das hing davon ab, wie der Krieg ausging. Nach meinen Berechnungen und Ermögungen des historischen Augenblicks erwartete ich die Niederlage Österreich-Ungarns und Deutschlands, aber ich hatte nicht eine solche Sicherheit, daß ich mich getraut hätte, die in meinem Plan Politik einzuschleichen, die zu Hause natürlich nicht die Freiheit, die ich draußen gewann, und daher muß die heimische Politik der zwei Eifen, um dies kurz anzudeuten, richtig und gerecht beurteilt werden. Mit Dr. Beneš, der nicht Abgeordneter war, konnte ich ganz klar und offen handeln, daß zu Hause eine Zentrale organisiert werde, welche mit mir und mit der Auslandsrevolution in Verbindung sein könnte (Maffia).

Wie sich 1914 bis 1918 der heimische Abwehrkampf entwickelte, darüber werde ich hier nicht sprechen; meine Zusammenarbeit mit Svehla begann nach meiner Rückkehr aus dem Auslande. Wir waren beide in einer sehr verantwortlichen schweren Stellung, er, als Minister des Innern und interimistischer Vertreter des Premiers, ich als Präsident: Die Aufgabe war, den neuen Staat administrativ und international zu organisieren. Ich bot ihm die Ministerpräsidentenschaft an, als der erste Premier sein Amt niederlegte; er sagte, es genüge ihm das Ministerium des Innern und er liebe es, da er besser, die ganze administrative Organisation der Republik kennenlerne. Er arbeitete in dieser seiner Stellung gern und viel. Von dem Augenblick an, wo Svehla Premier wurde (1922) kamen wir regelmäßig zu längeren Beratungen zweimal wöchentlich zusammen; einmal in Prag, das zweitemal an Sonntagen in Hofstadek. Die Hofstadek Beratungen dauerten gewöhnlich einige Stunden. Wir nahmen die laufenden Fragen durch, viel Zeit widmeten wir den Problemen der Außenpolitik. Aber dadurch wurde der Aufstoß gegeben, über alle Fragen der gegenwärtigen Kultur zu sprechen; öfters kamen wir in eine Debatte über unsere historische Entwicklung. Es wurden uns praktisch-administrative Probleme gestellt, aber auch diese zwangen zu prinzipiellen Erwägungen; irgendein Schulproblem z. B. erweiterte sich uns zu Betrachtungen über Schulaufgaben überhaupt, über Didaktik und Pädagogik.

Ich werde hier zur Charakteristik unserer Besprechungen eine Debatte über Religion erzählen, die wir in Topolčianky hatten, wohin Svehla kam, um ganz und gar Zeit für unsere Gespräche zu haben. Damals sprachen wir von Religion, vom Abend bis 3 Uhr nach Mitternacht. Svehla verteidigte damals den Standpunkt, den ich mit dem Namen des Philosophen Padoa-Schioppa bezeichnen würde, mit dem Svehla in jüngeren Jahren zusammenarbeitete. Ich selbst kannte Alfons Stajny aus der Zeit, da ich in der jugoslawischen Partei war (1891-1893). Ich hatte mit ihm einige Kontroversen, indem ich seiner sogenannten Freisinnigkeit, die im Atheismus gipfelte, widersprach.

Als ich an meiner „Weltrevolution“ arbeitete, wandte ich mich natürlicherweise in erster Reihe an Svehla um Informationen über die heimische Politik während des Krieges. Ich erfuhr genug Interessantes. Wir handelte es sich um das Problem des internationalen Rechtes, das durch das Faktum gegeben war, daß die alliierten Regierungen, insbesondere die Großmächte, unsere autonomen Selbstständigkeit vor der legalen Aufteilung Österreich-Ungarns anerkannten. Das war die rechtliche Bedeutung der Anerkennung unserer ersten Auslandsregierung und unserer Armee; es ist dies etwas ganz neues im geltenden internationalen Rechte. Es entzieht dadurch auch die Frage der Bedeutung des 28. Oktober. Heute beschäftigen sich mit diesem Problem stark ausländische Juristen; mit Svehla nahmen wir damals gründlich die gesamte Situation zu Hause während des Krieges und das Vorgehen unserer Politiker durch. Als ich mein Buch zu Ende geschrieben hatte, gab ich ihm die Teile, die über das Verhältnis der Auslands- und der heimischen

Aktion handeln; er ersuchte mich, ihn nicht in den Vordergrund als Führer der heimischen Politik zu stellen, und daher habe ich in diesem Sinne dieses und jenes geändert.

Nicht nur religiöse und philosophische Fragen, sondern auch wirtschaftliche Probleme, insbesondere die Bodenreform und die Aufhebung des Adels, erforderten die Rückblicke in unsere Geschichte: Svehla dachte sehr angestrengt über den Sinn unserer Geschichte und der einzelnen Abschnitte nach. Es war mir eine Freude, seine Ansichten zu hören, die offensichtlich selbständig und oft originell konzipiert waren. Svehla bildete sich und bildete sich immer allein. Er war ein denkender Mensch, mit großer Intelligenz im besten Sinne des Wortes begabt. Er hatte nicht die Fehler der gewöhnlichen Autodidakten. Insbesondere zeigte er nie, daß er viel wisse, er war wie der richtige Denker, bescheiden. Der Denker weiß gut, daß unsere Erkenntnis bescheiden ist; oft hat er in seiner Bescheidenheit bedauert, daß er nicht genug wissenschaftliche Systematik besitze. Ich bin sicher, daß der Besuch von Hochschulen seine angeborene Gründlichkeit und Urteilsfähigkeit nicht verdorben hätte.

Nicht nur Topolčianky, auch Karlsbad haben uns viele Jahre Gelegenheit zu unseren Diskussionen; ich besuchte dieses Bad hauptsächlich Svehla zuliebe, um genügend Zeit für Politik und Philosophie zu haben.

Die heimtückliche Krankheit hat diese unsere Zusammenarbeit unterbrochen. Während der ganzen Zeit der Krankheit habe ich ihn nicht besucht, um ihn nicht anzustrengen, oder vielleicht sogar aufzuregen; mit Svehla konnte ich doch nicht über das Wetter sprechen.

Mit Svehla sprach ich nach seiner Krankheit das erste Mal am Solollongreß, dann besuchte ich ihn. Weidmaler zeigte er Interesse für die zukünftige Wahl des Präsidenten und die Inflation. Im Herbst ließ er mich über seine Gespräche mit den Abgeordneten in Karlsbad informieren. Er ersuchte Herrn Karel Capel, mir ausführlich zu schreiben, und mich außerdem auch mündlich zu informieren. Das geschah; auch die Abgeordneten, mit denen Svehla sprach, referierten mir. Ich freue mich auf die Wiederaufnahme unserer

Gespräche, obwohl ich seinen Gesundheitszustand, wie ich ihn beim Solollongreß und beim Besuch Hofstadeks beobachtete, anders beurteilte, als in der politischen Öffentlichkeit angenommen wurde.

Wir hatten eine umfangreiche Korrespondenz; einige Briefe vor der Präsidentenwahl (1927), das ist ungefähr alles. Die Historiker werden vielleicht einige Notizen aus der Zeit des Krieges und vielleicht auch einige Dokumente finden.

Ich will noch sagen, daß wir nicht nur in theoretischen, sondern auch in politischen Fragen gegenseitig zueinander offen waren; viele politische Fragen sind sehr oft persönliche, es geht um die Fähigkeit und den Charakter von Menschen, Ministern, Abgeordneten, Finanziers usw. und daher mußten wir uns in dieser Hinsicht unsere Meinungen mitteilen. Während dieser Reihe von Jahren hörte ich von Svehla eine Charakteristik fast aller Personen unseres politischen Schachbretts; er wußte, daß ich seine vertraulichen Mitteilungen, nicht illoyal mißbrauchen werde. Oft handelte es sich um Korruptionsaffären. Da zögerte Svehla nicht, mich zu informieren. Nicht einmal dabei zeigte er Parteilichkeit; er war Führer der Partei, er vertrat seinen engen Parteistandpunkt, denn er entwickelte sich und ist zu einem Staatsmann von für unsere Verhältnisse ungewöhnlich großem Format herangewachsen.

Die Erinnerung an die vieljährige Zusammenarbeit mit Svehla ist mir lieb und teuer. Ich fand in ihm bei der Errichtung der neuen Republik und Demokratie einen loyalen und geschickten Mitspieler. Ich kann seine Arbeit im Innern mit meinem anderen Mitarbeiter im Ausland vergleichen. Unser neuer Staat ist glücklich, daß ihm das Schicksal im richtigen Augenblick einen Arbeiter und Staatsmann, wie es Svehla war, gab.

Die Redaktion des „Venkov“ hat mich ersucht, etwas über meine Zusammenarbeit mit Svehla zu sagen: Ich bespreche daher nicht Svehlas Ansichten und lege daher auch nicht dar, worin wir einig waren und worin unsere Ansichten auseinandergingen. Aber es gehört zur Charakteristik dieser unserer Zusammenarbeit zu sagen, daß wir bei unserer Arbeit das gleiche Ziel verfolgten; es war wie in dem schönen Gleichnis des griechischen Philosophen: Wenn zwei Männer gemeinsam nach Gold hürzen, stört es sie nicht, wenn in der angestrengten Arbeit einer am anderen anstößt.

Friede auf Erden? Militarisation der deutschen Jugend

In der Vorkriegszeit hat die deutsche Jugendbewegung weit über die Grenzen des Deutschen Reiches hinaus Interesse gefunden. Die Zeit ihrer verhältnismäßig kurzen Blüte muß heute leider als abgeklungen gelten. Man hat wohl auch die Lebenskraft und den zahlenmäßigen Umfang dieser Bewegung überschätzt. Aus einer romantisch gefährdeten Sehnsucht, der Enge der Stätte und dem kleinbürgerlichen Milieu der häuslichen Erziehung zu entkommen, entspringt jene Wanderbewegung, die in maledischer Tracht unter Neubekleidung alter Volkswesen und alter Volkstänze sich durch das Land ergoß und sich selbst den Namen „Wandervogel“ beilegte. Aus ihren Reihen erwuchs eine stärker ethisch und geistig fundierte Bewegung, die sogenannte „Freideutsche Jugend“, die vor mehr als zwanzig Jahren gelobte, ihr „Leben aus eigener Bestimmung, vor eigener Verantwortung und mit innerer Wahrhaftigkeit“ gestalten zu wollen. Dieses Streben nach einer „Autonomie der Jugend“ fand bereits kurz danach durch den Krieg eine Unterbrechung, und nach seinem Ende zeigte es sich, daß ein Teil dieser Jugendlichen in das völlig nationalisierende Lager abwandte, während allerdings ein anderer Teil die sozialen Gedanken der Zeit aufgriff und so zum Träger der in der Nachkriegszeit machtvoll aufwachsenden Arbeiterjugendbewegung wurde, die jetzt in Deutschland völlig zerfallen am Boden liegt oder ein gefährliches illegales Dasein fristet.

Die Folgen des Krieges haben leider gegenüber dem Flügel der Jugendbewegung, der ein wirklich echtes Humanitätsstreben zu gestalten versuchte, die völligen Strömungen groß und stark werden lassen. Mit ihnen wurde überwinden alles, was an freierwilliger Gestaltungskraft existierte, die alten Traditionen prekärlich-militaristischen Geistes, die in der Vorkriegszeit in den verschiedenen Vereinen, Turnvereinen, Sängerkreisen, und vor allem in dem Verbindungsweien der Studenten und in jenem Kadettenkorporation ihren Ausdruck gefunden hatten, das zwar zahlenmäßig nicht stark, aber bei der beherrschenden Stellung der Militärs im kaiserlichen Deutschland richtunggebend für das soziale Bewußtsein war. Welcher Geist in den Kadettenanstalten herrschte, ersieht man aus einem Buche Ernst von Solomons, das heute unendlich wertvoll ammutet, weil dieselben Erlebnisse verknüpfen, die im kaiserlichen Heere anzuwenden wurden, im Dritten Reiche wieder auf der Tagesordnung stehen. In der Antwort eines Oberleutnants heißt es in diesem Buche: „Sie sind hier, um sterben zu lernen. Sie haben von nun an keinen freien Willen mehr, denn Sie haben gehorcht zu lernen, um später befohlen zu können. Sie haben von nun an nichts anderes zu wollen, als was Sie zu wollen haben.“ Wenn Sie aber nicht wollen, meine Herren, dann

freffe ich Sie auf mit Haut und Haaren und spucke Sie wieder aus an die Wand, daß Sie leben bleiben. Stillgestanden!“

Vor kurzem hat ein nationalsozialistischer Führer erklärt: „Der soldatische Mensch ist ausschlaggebend für uns.“ Oder, um es mit zwei Worten des Propagandaministers Dr. Goebbels zu formulieren: „Derle erziehen, das sollte Aufgabe der hohen Schule sein“, indem man diesen jungen Menschen gleichzeitig den Satz einbläut: „Deutschland ist zur absoluten Führung des Abendlandes berufen“, ein Wort, das der rheinische Oberpräsident unlängst auf einer Studentenversammlung sprach, gibt man diesem Wehrwillen eine ganz bestimmte, ausgesprochen imperialistische Tendenz.

Wie kam es, daß die Jugend weitestgehend — die Hitler-Jugend zählt heute bereits über 1 1/2 Millionen Mitglieder — diesen Tendenzen erlag?

Die Angehörigen der höherstehenden Bürgerschichten fühlten sich vielfach durch die Konkurrenz, die von unten kam und jetzt auch auf die Verwaltungsstellen Anspruch erhob, zurückgeworfen. Ein verhältnismäßig starker Prozentsatz der durch eine historische Tradition speziell den geistigen Berufen zugewandten jüdischen Bewältigungskräfte schuf, durch die Erzeugung eines gewissen Konkurrenzgeistes, die immer sichtbar werdende Erscheinung des akademischen Antisemitismus. Dazu kam, daß nicht nur aus aufgeklärten gebürtigen Schichten, sondern auch gerade aus der geistigen Enge der Mittelschichte, wie die Statistik erwies, 60 bis 70 Prozent der studierenden Jugend stammte. Diese jungen Menschen hatten obendrein das Los eines durch die Inflation seiner letzten Jahre beraubten und durch die technische Umwälzung in seinem sozialen Einfluß gemindertem Mittelstandes zur Genüge schon in ihrer Jugend kennen gelernt. Freudlos wuchsen sie auf. Festenfalls konnten sie in ein Kontor kommen, aus dem es keinen Aufstieg in das Elfenbeinhaus des Prinzevalls gab. Mit dreißig Jahren mußten sie möglicherweise rechnen, als ältere Angestellte bereits zu den „Abgebaute“ zu gehören. Häufig aber auch waren sie nicht nur erwerbslos, sondern von frühester Jugend an berufslos, und der Weg zur Unversität war nur ein unglücklicher Ausweg, um für einige Jahre das Schicksal der Berufslosigkeit noch hinauszuhalten. So kam es, daß die Zahl der Studierenden an den deutschen Hochschulen gegenüber der Vorkriegszeit sich verdoppelte hat, damit aber auch zugleich die Berufsaussichten auf ein Minimum reduziert wurden.

Aus den Reihen der ärmlichen Arbeiter- und Bauern kamen ebenfalls junge Menschen, die, weil sie überhaupt nie einen regelmäßigen Erwerb gefunden, dem ungewissen, aber doch hoffnungsvollen Kampf um eine Organisation oder Schulung kenneingelernt hat-

ten, bereit waren, mit dem ersten besten mitzugehen, der ihnen eine Erlösung aus der Unaktivität und Mittellosgkeit versprach, wenn auch diese Erlösung nur in Gestalt eines harten Schein-soldatenums, einer armenigen Prosopope, dafür aber auch einer heldenhaften Glanz vorläufigen Uniform bestand.

Man muß diese psychologischen Faktoren sich vor Augen halten, um zu verstehen, wie die nationalsozialistische Bewegung, die mit ihrem kriegerischen Auspruch und ihrem unproblematischen Ungestüm dem jugendlichen Charakter schon an und für sich entgegenkam, weiteste Kreise der deutschen Jugend beider Klassen zu gewinnen vermochte.

Was hat sie ihnen mit noch der Mochtergreifend zu geben? Kinderheime und Jugendheime werden geschlossen. Alle Jugendlichen werden einheitlich durch „Gleichschaltung“ ihrer Verbände einem Reichsjugendleiter unterstellt. Werden dem Kind bereits kriegerische Puppen und Weisoldaten bewußt zum Spielzeug gegeben, so werden die kaum flüggen Jungen nicht mehr auf Wanderfahrten geschickt, sondern auf den sonnigen Ausflügen wird kriegerischer Geist in Reinfultur gepredigt. Wie es auf einer solchen Wanderung der Hitler-Jugend zugeht, dafür diene als Dokument der Bericht eines Hitler-Jungen: „Erfrisch und erst richtig erwaht, zogen wir bald darauf zur Jugendherberge. Recht kam der Höhepunkt, das Kriegsspiel. Welchen Jungen paßt so etwas nicht, durch den Wald zu schleichen und bei jedem Knacken den Feind zu vermuten? Jeder hatte einen Wollfaden ums Handgelenk, die Seele. Wenn der Faden vom Handgelenk entrisen wurde, galt als verwundet oder tot. Eine wilde Schlacht entstand, als die eine Abteilung schließlich das Lager fand. Fest ging's ran. Jeder lehte seine Ehre daran, viele Wollfäden zu erbeuten.“ Die Seele — ein Wollfaden! Wie könnte symbolisch klarer die Nichtachtung vor der Heiligkeit des Lebens, die sich in dieser kriegerischen Erziehung kundtut, zum Ausdruck kommen?

Daß auch eine reine Landknechtsgeminnung in dieser Jugend gedeiht, dafür zum Beweis eines jener Lieder, die heute von der Jugend gesungen werden:

Morgens um halb vier, halb vier,
Da kommt der Offizier:
Sieht auf, ihr faulen Knochen, ja Knochen,
Und räumt das Quartier.
Aber immer mit frischem, frohem Mut, zwei,
drei,

Zieh wir der Heimat zu,
Lila, Lila, schenk der Reserve mal Döbberwasser ein.

Lila, Lila, schenk der Reserve mal ein.
Der Hauptmann kam geritten, geritten,
Auf einem Regenbod,
Da glaubten die Rekruten, Rekruten,
Es war der liebe Gott.
Aber immer usw.
Der Hauptmann kam geritten, geritten,
Auf einer dicken Sau,
Da glaubten die Rekruten, Rekruten,
Es wäre seine Frau.
Aber immer usw.

Nicht anders als in der Freizeit sieht es in der Schule aus. Die Prügelstrafe ist wieder eingeführt worden. Die modernen Schulen werden wieder zurückgeschraubt; auf den Charakter der Vorkriegszeit, nur mit dem Unterschied, daß durch die Mißachtung der jüdischen Schüler von vornherein eine bössartige Vergiftung in die Seele der Jüngsten getragen wird. Der Geschichtsunterricht ist völlig auf einer Verherrlichung des Weltkrieges aufgebaut, gibt uns er den Schlagworten „Geopolitik“ und „Heidische Weltanschauung“ ein völlig entstelltes, nationalisiertes Bild aller Verhältnisse. Dabei wird ein merkwürdiger Vermonenstakt getrieben, so daß ein Lehrer selbst von diesen in mystischen Tönen verhetzten Jugendbildern sagt: „Die Jungen leben in lodernder Begeisterung für die ihre Jugendzeit, die wieder Sinn hat für Heldentum und todkräftiges Handeln.“ Verherrlichung dieses Heldentums ist der Soldat, und so kommt es, daß ein anderer Lehrer erklärt: „Alle meine Neunjährigen beneiden den Heinz und Hans, weil diese, bereits zehnjährig, Jugenduniform tragen dürfen. Heinz die des Hitler-Jugendvolks, Hans die des Schwarzhorst-Bundes. Beide sind Zehnjähriger, dennoch ein Jahr älter als die anderen. Das gilt sonst wohl als ein Flecken an der Schulerre, doch die Uniform gleicht das aus. Sie verhasst sogar höhere Stellung unter den Klassengenossen.“ Diese höhere Stellung kommt notabene auch dadurch zum Ausdruck, daß, nach einem ausdrücklichen Erlaß des Kultusministers, Schüler, die sich in der nationalsozialistischen Bewegung hervorragend betätigt und darüber ihre Schularbeit vernachlässigt haben, von den Lehrern bevorzugt zu behandeln sind!

Die große ungelöste Frage bleibt: „Was wird aus einer Jugend werden, die in diesem Geiste erzogen wird?“ Mag sein, daß sie für den nationalsozialistischen Staat ein williges Unterthanentum abgibt, mag sogar sein, daß sie die kriegerischen Tugenden der Einsatzbereitschaft und auch einer gewissen Kameradschaftlichkeit lernt. Die höheren Tugenden der Selbstverantwortung, des Menschlichkeitsempfindens, kurz der Zieg all dessen, wofür seit Jahrhunderten und Jahrtausenden die Propheten der Nächstenliebe und die Streiter des Menschenrechtes gekämpft und gewirkt haben, sind vergessen. Wann wird an die Stelle der militärischen Takte wieder der große, allumfassende Hymnus treten, der immer noch die neunte Sinfonie zum edelsten Ausdruck eines Deutschland macht, das nichts anderes sein wollte als Mitbürger der Menschheit?

Der Kampf gegen den Hunger

Arbeitslosennot und Sozialdemokratie

Wir befinden uns im fünften Krisenwinter. Die Not der Arbeitslosen ist ins Unermessliche gestiegen. Es gibt Menschen, die schon drei und vier Jahre lang arbeitslos sind. Und immer größer wird die Zahl derer, die nichts verdienen. Die Kinder rufen nach Brot. In Hause ist kein Brennmaterial. Fleisch und Fett gehören schon lange zum unerschwinglichen Luxus. Die Kleider sind fadenförmig geworden. Sie können kaum mehr ausgekostet, können nicht ersetzt werden. Die Entbehrenden erinnern sich der Jahre des Krieges. Damals trugen sie fast das gleiche Los wie heute. Aber der Hunger war allgemeiner. Jetzt hingegen sind die Läger und die Schaufenster voller Waren. Dies steigert die Erbitterung.

Die Selbstverwaltungskörper haben geholfen, soweit und solange sie konnten. Aber in dem gleichen Maße, in dem die Kaufkraft der Bevölkerung sank, verminderte sich die Möglichkeit der sozialen Arbeit in den Gemeinden und Bezirken. Die Einnahmen der Selbstverwaltungskörper sanken, die Zuschüsse, die sie zu den Hilfsmassnahmen des Staates leisteten, mußten eingestellt werden. Riesengroß sind angesichts dieser Tatsache die Aufgaben der staatlichen Arbeitslosenfürsorge.

Sie ist zum Zentralproblem des Landes geworden. Die Notwendigkeit, zu helfen, steigt von Tag zu Tag. Aber es steigen auch die Schwierigkeiten. Die sinkende Kaufkraft der Bevölkerung, die Stilllegungen der Betriebe, kurz, die Lahmlegung der Wirtschaft hat auf allen Gebieten der staatlichen Finanzverwaltung gewaltige Verheerungen angerichtet. Je größer die Not der Massen, um so geringer die Einnahmen des Landes.

Der Kapitalismus ist schuld!

Hierzu kommt die soziale Verstandlosigkeit derer, die mitschuldig sind an der Wirtschaftskatastrophe: der Anhänger, Nutznießer und Verteidiger der kapitalistischen Wirtschaftsordnung. Sie haben dort, wo sie es vermochten, das Problem der Arbeitslosenfürsorge in der einfachsten Weise gelöst, indem sie die Hungernden ihrem Schicksal überlassen, die bestehenden sozialen Einrichtungen abbauten und die Unzufriedenheit in Mißvertrauen und Konzentrationsslagern aus der Welt schafften. In diesen Ländern gibt es kein Ringen der Armen mit der Begehrlichkeit und dem habgierigen Unverstand der Reichen. Wehrlos müssen sich die Opfer des kapitalistischen Wirtschaftssystems in ihr Schicksal ergeben. Die „Volksgemeinschaft“ wurde verordnet. Der eine fährt an die Riviera, der andere bekommt einen fetten Posten zu Hause und die Armen schnallen schweigend den Riemen enger. So ist unter dem Faschismus für alle bestens gesorgt.

Die Opfer wehren sich!

Damit ist nicht gesagt, daß es in den demokratischen Ländern keinen Hunger gibt. Bei uns

sind 700.000 Arbeitslose, deren Versorgung ungenügend ist. Aber sie tragen ihr Los nicht schweigend, sie wehren sich. Sie melden ihr Recht aufs Leben an und ihre Wortführer schaffen sich Gehör. Nicht, daß es gelänge, die Not zu beseitigen. Dazu bedürfte es einer Umwälzung unserer Wirtschaftsweise, also der sozialen Revolution. Die Opfer der kapitalistischen Wirtschaftsordnung haben der Sozialdemokratie die Macht hierzu versagt. Der Teil aber, der die Aufgabe des Proletariats in dieser Zeit erkennt, kämpft entschlossen und zielbewußt um die Erweiterung der sozialen Hilfe, die die Not nur lindert, die sie leider nicht vollständig zu bannen vermag. Dieser Kampf ist ein Ringen um die Erhaltung der Lebenskraft, des Lebenswillens und der Kampffähigkeit des Proletariats. Er erfordert unumenschliche Anstrengungen, aber er ist erfolgreich.

In einer Zeit, da in allen Ländern die soziale Fürsorge abgebaut wird, da die Staatsfinanzen gefährdet sind und jede Fürsorge-Krone heiß umstritten ist, gelingt es der Sozialdemokratie dieses Landes, die Fürsorgemaßnahmen zu erweitern!

Dies ist wenig, werden viele sagen. Auch uns genügt es nicht. Aber es ist angesichts der schwierigen Gesamtlage des Landes und angesichts der Tatsache, daß die Sozialpolitik in anderen Ländern rückläufig ist, ungeheuer viel.

Die sozialpolitischen Pläne und die schon in Angriff genommenen Maßnahmen sind zusammengefaßt dargestellt in dem letzten Bericht, den der Fürsorgeminister, Genosse Dr. Czech, in der Budgetdebatte des Senates erstattet hat.

Dieser Bericht, der Zeugnis gibt von der zähen Arbeit der Sozialdemokratie, muß allen Proletariern eine Mahnung sein, ihre Kräfte erst recht zusammenzufassen und sie in die sozialdemokratische Kampffront einzugliedern. Denn die Erfolge der Sozialdemokratie sind so groß, so groß der Widerhall ihrer Forderungen im Volke, so stark nur der Wille und die Kraft der sozialistischen Kämpfer ist.

Regelt die Arbeitsvermittlung!

Der Kampf, den der Faschismus gegen die sozialdemokratischen Arbeiter führte, legt sich auch nach der Auslösung der faschistischen Parteien fort. Er vollzieht sich vor allem bei den Aufnahmen und Entlassungen in den Betrieben. Arbeiter, die auch nur in dem Verdachte stehen, einer sozialistischen Organisation, sei es der Partei, der Gewerkschaft oder einer Kulturorganisation, anzugehören, erhalten in einzelnen Teilen des sudetendeutschen Gebietes überhaupt keine Arbeit mehr. Bei den Entlassungen

kommen die der marxistischen Gesinnung verdächtigen Arbeiter in erster Linie daran. Dies ist die feige Rache des Bürgertums für die politische Niederlage, die es seiner Gleichgültigkeit verdankt. Nicht der bekommt Arbeit, der am bedürftigsten ist, sondern der, der die Mitgliedskarte einer bürgerlichen Organisation vorweisen kann. Die Unternehmer entscheiden willkürlich über die Aufnahmen und Entlassungen und es kommt nicht selten vor, daß Menschen, die ohnehin durch eine Rente oder ein anderes Einkommen versorgt sind, nur ihrer faschistischen Gesinnung wegen Aufnahme finden. Aus all diesen Gründen kann man die Ankündigung des Fürsorgeministers, daß die Arbeitsvermittlung geregelt werden wird, nur freudig zustimmen.

Siedlungspläne

Von den Maßnahmen, die der Fürsorgeminister für die Bekämpfung der Arbeitslosigkeit genannt hat, sind die Siedlungspläne von besonderem Interesse. Genosse Czech wies darauf hin, daß im Rahmen der Bodenreform schon etwa 30.000 Menschen verselbständigt wurden; jetzt aber müsse die sogenannte „innere Kolonisation“ in den Dienst der Arbeitslosenfürsorge gestellt werden. Durch die wirtschaftliche Verselbständigung Erwerbsloser müsse der Arbeitsmarkt entlastet werden. Bewußt ist die Feststellung des Fürsorgeministers richtig, daß die Zuteilung etwa ungenutzten oder urbar gemachten Bodens dem Arbeitsmarkt nicht entscheidend beeinflussen kann; es steht eben zu wenig Boden zur Verfügung, von den anderen Schwierigkeiten, die mit der inneren Kolonisation verbunden sind, gar nicht zu reden, wird er ausgeführt werden. Es muß eben jede Möglichkeit, der Krise zu steuern, genutzt werden.

Hilfe für die Kinder

Groß ist das Elend der Kinder. Nicht weniger als 300.000 Arbeitslosenkinder gibt es nach dem Bericht des Fürsorgeministers! Das bedeutet, daß es einem großen Teil unseres Nachwuchses an dem Nötigsten mangelt, daß er unter Verhältnissen heranwächst, die seine Gesundheit und Lebenskraft auf das schwerste gefährden. Die kapitalistische Gesellschaft kann der Aufgabe, sie zu kleiden und zu ernähren, nicht nachkommen. Hier zu helfen und zu schützen ist ebenfalls das Werk der Sozialdemokraten. Der Fürsorgeminister hat den Bezirksjugendfürsorge Geld zur Medikamentenbeschaffung für Arbeitslosenkinder überwiesen. Nicht weniger als 60.000 Arbeitslosenkinder wird täglich ein halber Liter Milch im Rahmen der staatlichen Milchaktion verabreicht. Darüber hinaus wird in den nächsten Wochen eine große Nahrungsmittelaktion für die Arbeitslosenkinder in die Wege geleitet; ein Betrag von drei Millionen Kronen wird den Bezirksjugendfürsorgen für diesen Zweck zur Verfügung ge-

stellt werden. Es ist überdies eine besondere Weihnachts- und eine Bekleidungsaktion für Arbeitslosen-Kinder geplant.

Schutz den Jugendlichen

Besonders tragisch ist die Lage der schulentwachsenen Jugend, die keine Arbeitsplätze bekommt. Tausende dieser jungen Menschen sind schon jahrelang arbeitslos, ja, haben das ge-regelte Arbeiten überhaupt noch nicht kennengelernt. So sollen denn heuer wieder die Jugendheimstätten eingerichtet werden, diesmal in Verbindung mit einer Umschulungsaktion. Entscheidend wird aber eine großzügige Arbeitshilfe für Jugendliche sein, die im Plane des Fürsorgeministeriums vorgezogen ist.

Brot und Kohle

Die Regierung hat erst vor wenigen Tagen beschlossen, die im Vorjahre begonnene Brotaktion fortzuführen; für diesen Zweck stehen 400 Waggons Korn zur Verfügung, ebenso wird auch die Kohlenaktion wieder ins Werk gesetzt, um den Arbeitslosen in den kalten Wintertagen so notwendige Heizmaterial zu verschaffen. Schließlich wird auch besonders notleidenden Gemeinden eine außerordentliche Hilfe in der Gesamthöhe von fünf Millionen Kr bewilligt.

Wirtschaftsplanung

Daneben bleibt freilich noch die große Aufgabe bestehen, die Wirtschaft planvoll zu gestalten, für Arbeitsbeschaffung im Rahmen des augenblicklich Möglichen und für die endliche und ausreichende Herabsetzung der Arbeitszeit zu sorgen, die Tausende wieder in den Produktionsprozess zurückführen könnte. Soweit Arbeiten aus der Arbeitslosigkeit in Betracht kommen, wird ja, wie bekannt, die Einhaltung der Vierzigstundenswoche bereits zur Pflicht gemacht.

Dies ist, alles in allem, ein gewaltiges Fürsorgewerk. Nichts aber wäre gefährlicher, als Zufriedenheit mit dem Erreichten. Die „verdammte Bedürfnislosigkeit“ zu bekämpfen ist und bleibt eine wesentliche Aufgabe der Sozialdemokratie. Die Unzufriedenheit mit den kapitalistischen Zuständen in sozialistisches Wollen und Handeln umzuwandeln, ist das Entscheidende. So soll die Fürsorgearbeit, die immer wieder die Grenzen der in der kapitalistischen Welt möglichen Sozialpolitik erkennen läßt, den revolutionären Willen der Massen befeuern und sie lehren, daß die Verantwortung für ihre Not alle jene tragen, die an der kapitalistischen Welt festhalten. Zu diesen Kräften gehört auch die Gleichgültigkeit, von der ein Großteil der Opfer dieser kapitalistischen Welt befeelt sind, zu diesen Kräften gehört der Glaube an die Schlagworte unserer Gegner, die ihre Verbrechen an den Massen des Volkes dadurch vergessen machen wollen, daß sie sie gegen die Sozialdemokratie hegen, mit der Behauptung, sie leiste zu wenig.

Sie leistet, was in ihrer Macht ist. Diese Macht ist noch klein. Gebt ihr, Arbeiter und Angestellte, die ganze Macht, gebt ihr eure Kraft und euren Glauben und sie wird die Welt neu gestalten!

Politische Emigranten vor 300 Jahren

Die böhmische Emigration nach der Schlacht am Weißen Berge

In einer der letzten Sitzungen des Senats hat der deutsche Priester und Universitätsprofessor Hilgenreiner, in der Budgetdebatte der Prager Stadterrettung hat der tschechische Prager Thurn die traurigen Mut aufgebracht, die deutschen Flüchtlinge, die vor den Haken des Dritten Reiches in der Tschechoslowakei ein Asyl gefunden haben, verächtlich zu machen und zu beschimpfen. Die Mehrheit unserer Bevölkerung, sowohl der deutschen als auch der tschechischen, ist zum Glück nicht der Auffassungen dieser beiden Weislichen und befindet sich auf einem höheren Niveau als manche Verkünder der Lehre Jesu. Insbesondere das tschechische Volk weiß, was es der politischen Emigration zu danken hat: haben doch die Emigranten Masaryk und Beneš, die von 1914, bzw. 1915 bis 1918, bzw. 1919 im Ausland geweilt haben, den Hauptanteil an der Befreiung der tschechischen Nation vom Joch der Habsburger. Weniger bekannt ist die politische Emigration der Tschechen im 17. Jahrhundert, deren Führer Jan Amos Komenský als der Masaryk seiner Zeit bezeichnet werden kann. Von dieser Emigration in und nach der Zeit des dreißigjährigen Krieges soll hier die Rede sein.

In der Schlacht am Weißen Berge (8. November 1620) hatte die staatliche Selbständigkeit Böhmens ein Ende gefunden, der König Friedrich (von der Pfalz) mußte das Land verlassen, mit ihm ein großer Teil des böhmischen Adels, dessen Güter konfisziert wurden, aber auch ein Teil der städtischen Intelligenz, die sich der evangelischen Lehre zugewandt hatten und sich nicht „katholisch machen“ lassen wollten. Diese Emigration, die nach Tausenden zählte und die wertvollsten, intelligentesten Elemente der Nation enthielt, wandte sich zu größerem Teile in das benachbarte protestantische Sachsen, die übrigen gingen nach Polen, Holland, Frankreich, England und Schweden. Sie haben uns in Gegenden ver-

streut, von denen unsere Väter nichts gehört haben“, jagte Komenský. Der politische Führer der Emigration wurde der Graf Mathias Thurn, der zunächst in Gemeinschaft mit dem entthronten böhmischen König Friedrich den Versuch machte, den Fürsten von Siebenbürgen, Bethlen, zum Kriege gegen Oesterreich zu gewinnen und bald darauf auch nach Konstantinopel ging, um ein Bündnis mit den Türken zustande zu bringen. Bethlen führte zwar 1623 eine Armee in die Slowakei, schloß aber mit den Habsburgern bald Waffenstillstand und Frieden. Nun versuchte es der Führer der böhmischen Emigration bei anderen Mächten. 1624 tritt er in den Dienst der Republik Venedig, 1627 ist er am Hofe des dänischen Königs, 1628 beim Schwedenkönig Gustav Adolf, um eine Koalition gegen die Habsburger zustande zu bringen. Als sich 1630 Gustav Adolf tatsächlich mit einer Armee in Bewegung setzte, um dem Kaiser in Deutschland selbst entgegenzutreten, setzten die tschechischen Emigranten ihre Hoffnungen auf ihn. Im schwedischen Heere taten viele Tschechen Dienst, sowohl als Offiziere als auch als Soldaten, und je siegreicher Gustav Adolf in Deutschland vordrang, desto mehr stiegen die Hoffnungen der böhmischen Emigranten darauf, in ihre Heimat zurückzukommen und Böhmen seine staatliche Selbständigkeit wiederzugeben. Der rührige Führer der Emigranten, Graf Thurn, trat auch in Beziehungen zum kaiserlichen Generalissimus Wallenstein, um auch ihn für den Kampf gegen den Kaiser zu gewinnen. Tatsächlich unterhandelte Wallenstein 1631 in der Nähe von Prag mit dem Vertreter der Emigranten Jaroslav Sejma Rasin von Riesenburg und dort äußerte sich Wallenstein in einem Sinne, daß die tschechischen Emigranten auf seine Hilfe hoffen zu können glaubten. Es war beabsichtigt, in Sachsen eine tschechische Emigrantenarmee aufzustellen, die den Aufstand nach Böhmen tragen sollte. Der Aufrührer von Saalfeld unterlag dies jedoch, weil er selbst in Böhmen einfallen und mit niemandem anderen die Beute teilen wollte. Tatsächlich marschierten die Sachsen in Böhmen ein und besetzten am 15. November 1631 auch die Hauptstadt Prag.

In ihrem Gefolge kamen viele Emigranten wieder zurück, und am 30. November 1631 wurden die Häupter der 1621 am Altstädter Ring hingerichteten böhmischen Herren von der Karlsbrücke, wo sie zehn Jahre hingen, heruntergenommen. Als Gustav Adolf 1632 an den Folgen einer Verwundung, die er in der Schlacht bei Lützen erhalten hatte, gefallen war, wurden die Verhandlungen zwischen den Emigranten und Wallenstein, auf den nun die Emigration alle Hoffnungen setzte, wieder aufgenommen. Wallenstein konnte sich lange nicht entscheiden, obwohl ihm Frankreich im Falle der Revolte gegen seinen kaiserlichen Herrn die böhmische Krone anbot. Noch Weihnachten 1633 verhandelte Wallenstein mit Vertretern der tschechischen Emigration in Böhmen — der Tod Wallensteins am 25. Febr. 1634 in Eger begrub alle Hoffnungen der böhmischen Emigration, die sie auf Wallenstein gesetzt hatte. Noch einmal während des dreißigjährigen Krieges glaubten die Emigranten, daß ihre Stunde gekommen sei. Als der schwedische Heerführer Banér 1634 und 1639 in Böhmen einfiel, kamen in seinem Gefolge böhmische Emigranten ins Land zurück und errichteten sogar 1634 eine tschechische Regierung in Leitmeritz, die sich allerdings nur kurze Zeit hielt. Ebenso glaubten die Emigranten nach dem Siege des schwedischen Generals Torstensohn bei Jankau (März 1645), als die Schweden bis an die Donau vordrangen und als 1647 Eger und 1648 die Kleinfeste und der Grabhügel Prags in die Hände der Schweden fielen, daß nun die Stunde der böhmischen Selbständigkeit wieder gekommen sei. Der westfälische Friede von 1648 vernichtete aber die Träume der böhmischen Emigranten, die glaubten, durch den Friedensschluß die staatliche Selbständigkeit des Landes wieder herstellen zu können.

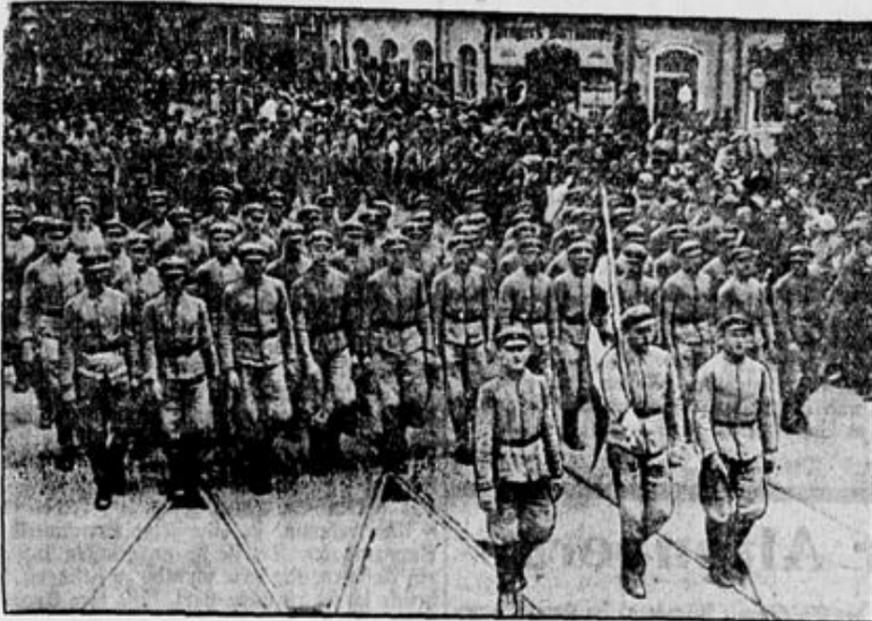
Die Besten unter den böhmischen Emigranten gaben allerdings auch nach dem Frieden von 1648 den Gedanken an die Wiedererringung der Selbständigkeit des Landes nicht auf. Nachdem Thurn vom Schauplatz abgetreten war, wurde der politische Führer der böhmischen Emigranten der große Pädagoge Jan Amos Komenský, gleich Masaryk ein Mährer (1592 in Ung.-Brod geboren), der 1628 sein Vaterland verlassen mußte und zunächst in Polen lebte. Er hat in den schwersten Zeiten der böhmischen Emigration, in der

Zeit, da alles verzweifelte, den Mut und die Hoffnung nicht aufgegeben. Er hat 1648, als die Staatsmänner der kriegführenden Mächte in Münster und Osnabrück versammelt waren, sie im Namen Jesu Christi angefleht, sich einer Nation anzuschließen, die in das Dunkel des Antichrist geraten war. Er hat sich immer wieder an den schwedischen Kanzler Oxenstierna, allerdings vergeblich, gewandt. Er hat 1650 in einer eigenen Schrift die politischen Forderungen der tschechischen Nation vertreten, eine Schrift, die von edelstem Patriotismus und lauterster Heimatsliebe erfüllt ist und noch heute ergreifend wirkt. Er hat der festen Hoffnung Ausdruck gegeben, daß seine Herrschaft wiederkehren wird. „Böhmisches Volk!“ Er hat eine rege politische Tätigkeit entfaltet, um einen Bund gegen die Habsburger zustande zu bringen, er hat sich an den Fürsten von Siebenbürgen ebenso gewandt, wie an die Könige von Schweden und England. „Glaubst du nicht, daß die Tränen und Tränen dir gelten — der allein, der du die letzte Hoffnung bist, ach, laß dich finden!“ So flehte er Rakocz, den Fürsten von Siebenbürgen an. Aber Rakocz wurde besiegt, und 1656 mußte Komenský, als ein schwedisches Heer Polen verwüstete, ein zweitesmal emigrieren — er gab die Hoffnung noch immer nicht auf. 1664 trat er mit Frankreich, 1656 mit der Türkei in Verbindung, bis an sein Lebensende hat er an der Befreiung seiner Heimat gearbeitet. Fern von seinem Vaterland ist er am 15. November 1670 in Amsterdam gestorben. So ist einer der edelsten Geister, welchen die böhmische Nation hervorgebracht hat, einer der erleuchteten Männer seiner Zeit, der Bahnbrecher einer neuen Erziehungslern, ein Mann, der die Freiheit über alles liebte, auch ein Emigrant gewesen. Aber der Ruhm seines Namens strahlt in die Nachwelt, in dessen keine Gegner, diejenigen, welche die Emigration vor 300 Jahren geschmäht haben, von der Nachwelt verwünscht werden, sofern sie nicht dem Dunkel der Vergessenheit anheimgefallen sind.

Es sind nicht die schlechtesten der Nationen, welche fern von der Heimat für die Freiheit ihres Vaterlandes gekämpft, geliebt und gelitten haben. Emil Strauß.

Deutschland in Uniform

Hitler beteuert ununterbrochen seinen Friedenswillen. Aber er ist zugleich mit Erfolg bestrebt, ganz Deutschland in ein Heerlager umzuwandeln, um für den Krieg gerüstet zu sein. Das beweisen die folgenden Bilder.



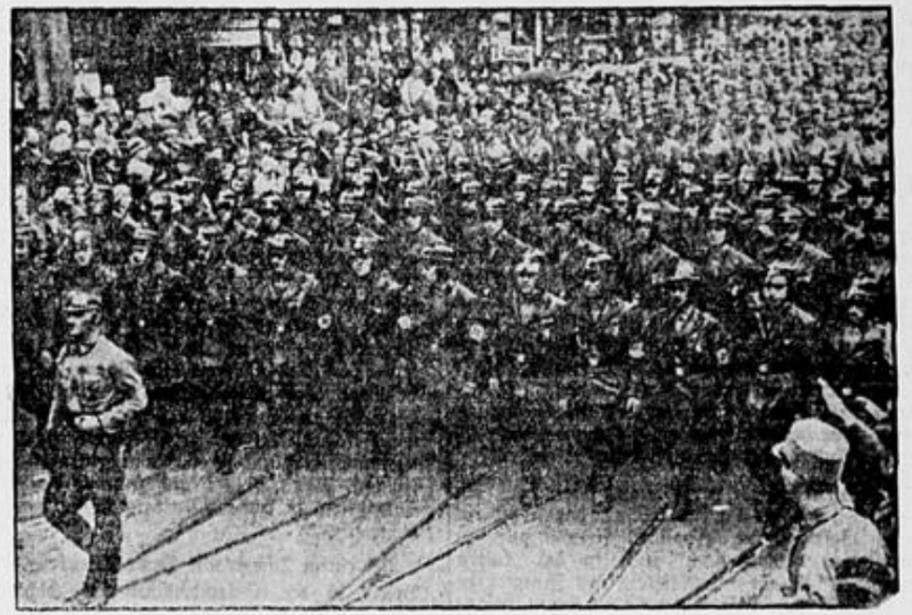
Arbeitsdienstler unter Reichswehrkommando



SA mit Armeegewehren



Aufmarsch der SS



Motorstaffel der SA

Sti-i-llle Nacht- Hei-lige-Nacht--

Skizze von Pierre.

Wie ein schweres schwarzes Tuch fiel die Nacht vom 24 zum 25. Dezember über das Konzentrationslager in S. Es war eine bitterkalte, sternklare Nacht; ein eisiger Wind legte, hungrig und bössartig, um die schmalen Baracken, auf den niedrigen Dächern glänzte hauchdünn der Raureif.

In den Schlafquartieren hatte man längst die Lichter gelöscht; eine tiefe, unheimliche Stille ging von den engen Quartieren aus. Wenn man nahe an sie heranging, konnte man den schweren, stoßenden Atem der Häftlinge vernahmen. Der warme, dumpfe Schlaf der Gefangenen spiegelte in flehriegen Bildern die Qual ihres Wadens wieder.

Es war kurz nach 11 Uhr. In hartem, brechendem Akzent erklang der Schritt der Wachen. 17 Schritte hin, 17 Schritte zurück. Immer wieder. Immer wieder... Von irgendwoher bellte ein Hund. Aufjuchzend, freudig... Ein Tier in Freiheit --

„Fritj“ flüsterte Karl und stieß den neben ihm liegenden Kameraden an. „Heute ist Weihnacht... Und sie sitzen allein zu Haus --“. Die Anna, die Kinder... Ein unerdäusliches Stöhnen war die Antwort.

„Fritj“ begann die Stimme wieder, und es klang wie ein Wüßern aus dem versteinerten Angst und Verzweiflung sprachen. „Ich habe nicht mehr aus. Heute ist Weihnacht --“. „Was nützt es, Karl?“ klang es höflich zurück. „Sie schicken zu mir --“.

Karl schloß die Augen und sah er da, kein harter Blick unverwandt an der Decke.

In der Baracke wurde es wieder unheimlich. Jetzt kam die Wache näher... 7 Schritte, 6 Schritte,

5 Schritte... Karl hielt den Atem an... Einen Augenblick bricht das Schreien ab... Zwei suchende Augen dringen durch den Beobachtungsschlitze, eine Taschenlampe flackert auf, fahles Licht liegt über die ausgegessenen Gesichter der unruhigen Schläfer...

„Fritj“ flüsterte es wieder. „Geht du mit?“ Einen Augenblick Schweigen... Dann kommt es, behutsam geizig zurück: „Wahnsinn, Karl! Die sind heute besonders scharf --. Und meinst du, wegen Weihnacht? Da knallt es ebenso wie sonst --“.

„Beim Kommandanten feiern sie. Wenn man an den Wachen vorbeikommt, ist man draußen. Die Reserve ist schon föhlig befohlen...“

„Bleib hier, Fritj --“ kommt es nun dringlich, fast flehend, „Denk an deine Frau und laß die Dummköpfe. Die legen dich um, wie einen toten Hund --“.

„Verdammte Sauertier, wer spricht da?“ Eine heiser-brutale Stimme bricht plötzlich in den Raum. Karl und Fritj liegen ganz still. Die Schläfer werden lebendig. Aber schon knallt die Barackentür mit ohrenbetäubendem Knall wieder zu.

Zwei Stunden vergehen. Die Parade schläft. Stuchend, von der Not quälender Träume gepeinigt, Karl greift suchend über die dünne Decke, tastet weiter, ersieht Fritjens Hand. Fritj erwidert den Gruß hastig. Zwei Minuten vielleicht lagen sie so miteinander verbunden.

„Biel Glück, Karl.“ sagt Fritj. Er sagt es in rauhem, horischem Ton, um die Rührung niederzulämpfen, die ihm in die Kehle steigt. Dann greift Karl nach seinen Sachen, rollt sich leise herunter. Und langsam, langsam, Zentimeter um Zentimeter rückt ein dunkles Etwas zur Tür. Wie eine Schlange, so kriecht Karl vorwärts.

Als er an der Barackentür ankommt, verläßt ihn die Kraft. Er hört die schweren Stiefel der Wache auf dem Steinboden aufknallen; von unten strömt eine freibende Kälte in ihm auf, wie verlockend schließt er die Augen...

„Weihnachten --“ durchdringt es ihn, als schon die Sinne zu schwinden beginnen, „die Anna --, die Kinder --“.

Und Karl beißt die Zähne zusammen. Jetzt ist er an der Tür. Die Tür ist nachts stets verschlossen. Das weiß er. Aber es sind zwei Latzen morsch. Die kann man leicht herumlegen. Hast jeder weiß es. Man sieht es auch auf den ersten Blick... Ein Wunder fast, daß es die Wachen noch nicht bemerkt haben. Oder sollte das vielleicht eine Art Falle sein?

„Weihnachten“, denkt Karl und drängt die quälenden Zweifel gewaltsam zurück.

Nun ist er an den Latzen. Die Wache entfernt sich. Fieberhaft erregt lauscht Karl dem Knarren der Stiefel. 15 Schritte, 16 Schritte, 17 Schritte...

Zwei Handgriffe... Ein Strom eisiger Luft schlägt Karl entgegen. Schon ist er zur Hälfte draußen... Er sieht den Himmel, Stern an Stern... Nie war er so klar und so leuchtend, wie in dieser Nacht, glaubt Karl...

Der Wind, der ihm um die brennende Stirn pfeift, scheint ihm wie eine Liebeslösung. Nun schiebt er den Unterkörper nach... Harte, harte Steine drängen ihm ins Fleisch, so hart preßt er den Körper auf den Erdboden.

Gleich muß die Wache umkehren. Karl blickt auf. Dort hinten sieht, dunkel und drohend, die Kommandantur. Lichter blinken herüber, ganz, ganz entfernt, von einem Vorhang halb verdeckt, glitzert, wie eine Postkarte aus einer anderen Welt, ein Weihnachtsbaum. Eine Wolke voll Lärm kommt von dort; Lachen, Rufe, Fetzen von Liedern bringt die Nacht herüber.

Jetzt oder nie -- denkt Karl und springt auf. Jede Sekunde muß die Wache umkehren.

Drei, vier Schritte stolpert Karl nach vorn. Vermehrt ihn jemand? Nichts regt sich --. Stille --. Schreckliche Stille. -- Da --. Ein „Halt!“ donnert auf.

Zwei Schüsse legen wie Peitschenhiebe durch die Nacht.

Karl fällt langsam, wie wiegend nach vorn. Ein dünnes, feines Blutgerinnsel läuft von der Nase quer über den Mund zum Kinn --. Von irgendwoher kommt eine unsichere, quälende Stimme, langsam gedehnt -- Sei -- i Ne Nacht -- bei -- lge Nacht -- -- --.

Ihr Weihnachts-Wunschzettel!

Hitler, Reichstanzler: „Einen Krieg, geboren aus elementarer Friedenssehnsucht, kriech-nordisches Aussehen. Ein gutes Ruhelissen für ein schlechtes Gewissen und eine kleine diskrete Bombe für Göring aus der nationalsozialistischen Hausapotheke.“

Göring, Ministerpräsident: „150 Verkehrsflugzeuge mit getarnter Bombenabwurf-Vorrichtung. Ein Alibi für die Reichstagsbrand-Nacht. Eine stets gefüllte, goldene Morphiumspritze. Einen recht guten Arzt für Gemütskranke und eine besonders wirkungsvolle Intrige, gewidmet dem „Führer!““

Dollfuß, Bundeskanzler: „Noch ein paar innere Gegner. Die Basis, auf der ich nicht stehe. Eine Bundesbriefmarke, mit meinem Bildnis in Lebensgröße. Das Volk, das nichts mit mir zu tun haben will.“

Heusslein, Kopist: „Ein abgelegtes Braunhemd Adolf Hitlers für stille Stunden. Die Dummen, die nicht alle werden. Einige leicht gebrauchte Gefinnungen, zum Auswechseln.“

Werner, sozusagen Oberreichsanwalt: „Keine Gewissensbisse.“
Friedensengel (arbeitslos): „Ein bescheidenes Lager, um mein müdes Haupt zu betten. Etwas mehr vegetarische Diät, etwas weniger die übliche militaristische Hausmannskost, Jahrgang 1933. Einen Staatsmann, der nicht öffentlich leibkost und im stillen Kämmerlein mißhandelt.“

Paß Bobi zum.

Proletarier und Weihnachten

Die meisten Menschen lassen sich in ihren festlichen Gewohnheiten leiten von dem, wie es immer war und wie es andere machen. Vom Weihnachtsfeste haben sie in der Schule gehört, daß Jesus am 25. Dezember seinen Geburtstag gehabt haben soll. Das festliche Drum und Dran pflanzt sich fort von Geschlecht zu Geschlecht, selbst in den Kreisen der Arbeiterschaft, als ob es immer so gewesen wäre und immer so bleiben müßte. Dabei war es nicht immer so und darf es nicht immer so bleiben.

Erst seit dem vierten Jahrhundert „weiß“ die Christenheit den Geburtstag ihres Begründers. Die heutige Form der Geburtstagsfeier enthält Gebräuche, die teils vor, teils nach der kirchlichen Errechnung des Geburtstages lebendig geworden sind. Das Weihnachtsfest soll nach den Ergebnissen der neuesten Wissenschaft das sein, was unsere Vorfahren in grauer Vorzeit als Julfest gefeiert haben. Der Ausdruck „Jul“ wird hergeleitet vom lateinischen „Iouulus“, das soviel wie heiteres Spiel, Mummentanz, Maserade u. ä. bedeutet. In den langen Winternächten, bei unzulänglichem Lichte (Kienspan), nach getauer Arbeit (Feldwirtschaft), bei natürlich aufgezogenener Ruhe wurden die Menschen jener Zeit von Langeweile gequält, die in ihnen, namentlich in der Jugend, das Bedürfnis nach Kurzpfeil und Alotria erweckte. Die Finsternis des Winters war gute Zeit für allerhand Vermummungen und Maseraden; es werden ja auch heute noch die Maskenbälle während der „Winterfaison“ und nicht im Hochsommer veranstaltet. Da Jugend bekanntlich keine Jugend hat, wurden u. d. d. Mummentanz und in das heitere Spiel der verstorbenen Ahnen, die Götter, Gottheiten und andere „Wesen“ einbezogen. Die christliche Kirche sah sich später gezwungen, diesem „heidnisch“ natürlich en Trieb der Menschen insofern Rechnung zu tragen, als sie an Stelle heidnischer Wesen die zwölf Apostel, das Christkind mit Maria und Josef, die Heiligen u. a. darstellen ließ. Aus jener Zeit und von jenem menschlichen Triebe rühren die Figuren des Nikolaus, des Knecht Ruprecht, des Christkindleins her, die gegenwärtig schon wieder bloßer Mummentanz und heitere Maserade geworden sind.

Die Feldwirtschaft ruhte während des Winters. Das überflüssige Vieh, das nicht mit durchgefüttert werden konnte, wurde abgeschlachtet. Schmausereien und Trinkgelage im Winter sind daher für diese Zeit nichts Seltenes und etwas Verständliches. In den Karpsen, Schmäusen, Bockbierfesten u. ä. haben sich solche „Selbstverständlichkeiten“ bis in unsere Tage fortgepflanzt. Und das Weihnachtsfest ist, im Gegensatz zu anderen Festen, kein richtiges Fest gewesen, wenn sich die Festteilnehmer nicht genügend voll Gans, Hefe, Kuchen u. a. gegessen haben. Wer denkt mitten im Gelage an das Geburtstagskind in der Armut von Bethlehem?

Da allen nicht verbildeten Menschen ein Trieb zur Natur innewohnt, der selbst im Winter Befriedigung erheischt, finden wir zu allen Zeiten den Brauch, auch in der „kalten Winternacht“ Reisig und Reislein ins Zimmer zu nehmen, daß dabei der Tannenbaum besonders bevorzugt wurde und wird, verstehen wir aus dem Liede: „Du grünst nicht nur zur Sommerzeit, nein, auch im Winter, wenn es schneit.“ Der „Christbaum“ in seiner heutigen Aufmachung wird in der Geschichte erst um das Jahr 1737 erwähnt. Daß bei vielen „Christbäumen“ unserer Tage Wendel, Nützlich, und „Kunst“ die Natur und die wirkliche Kunst verschütten, dürfte wohl typisch für die Jesus-Geburtstagsfeier des Durchschnittskristen bürgerlicher und proletarischer Herkunft sein.

Die Bescherung, wohl neben dem Geburtstagsmahl für viele das Wichtigste am Weihnachtsfeste, ist ein altrömischer Brauch. Zu Beginn des neuen Jahres, also am Neujahrstage, erwies die römischen Herrschenden ihren Sklaven die Gnade eines nicht alltäglichen Geschenke. Einmal im Jahre Gnade, die übrige Zeit aber Rute und Peitsche! In lateinischen Ländern, wie in Frankreich, wird die Bescherung auch gegenwärtig noch am 1. Jänner vorgenommen. Die Bescherung am Weihnachtstage ist eine deutsche Sitte. Seit Luther werden auch die Kinder bei der Bescherung mit und vornehmlich bedacht: Gnade der Eltern. Glaubst wirklich noch ein Kind und ein Erwachsener, daß die Geschenke vom Christkind gebracht werden?

Allgemein Menschliches, wirtschaftlich und geschichtlich Bedingtes, kirchlich dogmatisches und viel oberflächlicher Kitsch finden sich zusammen in dem, was man heute als Weihnachtsfeier bezeichnet.

Kritisch denkenden Proletariern müssen bei solchem Durcheinander und in der heutigen, politisch und wirtschaftlich so schweren Zeit allerhand Bedenken kommen. Der Trieb ja heitere m Spiel, die Liebe zur Natur auch im kalten Winter sollen und müssen auch fernherhin dazu viel mehr als bisher und nicht nur an wenigen oder gar nur an einem einzigen Tage gepflegt werden. Das sind allgemein menschliche Notwendigkeiten.

Anderer verhält es sich mit dem überreichlichen Essen, oder jagen wir lieber Ueberessen, zum Weihnachtsfeste. Das Ueberessen „überflüssigen“ Viebes ist in unserer Zeit der Arbeitslosigkeit und der hungrigen Millionen sinnlos geworden. Festgebährbe mit allerhand Brot und Kuchen machen ein Fest nur zu einer

Angelagenheit derer, die sich Derartiges leisten können. Arbeitslose, Rentner und Invaliden sind nur in der Lage mitzufeiern, wenn sie sich zu Bitt- oder Kostgängern erniedrigen. Wie mag es den Kindern dieser Bodenurnerwerden zu Mute sein, wenn sie gerade um die Zeit des Festes christlicher Liebe in den Schaufenstern der Lebensmittelgeschäfte allerhand „festliches“ sehen und bei ihrem Gange durch die Wohnhäuser so viel „Köstliches“ riechen, aber nicht schmecken dürfen! Sind Gebräuche aus der Zeit der Natural- und Kleinwirtschaft heute noch zum Feiesfeiern notwendig? Gibt es nicht edlere und zeitgemäße Formen der Feste und Feiern?

Mit der Bescherung ist es nicht anders. Sie ist heute nur möglich in den Familien, deren Ernährer noch im Lohn und Gehalt stehen. Tausende und Abertausende von Kindern sehen nur die Geschenke für andere und hören nur den Jubel in anderen Familien; das eigene Erlebnis ist ihnen verweigert. Wahrhaftig: das Weihnachtsfest mit seinen Gebräuchen ist in unserer Zeit für Millionen ein Erlebnis, das sie hinabsehenden läßt auf den sacro egoismo (heiligen Egoismus) und auf den trügerischen Schein der heutigen Gesellschaftsordnung.

Und nun gar die „frohe Botschaft“ der Christnacht: „Christus, der Retter ist da!“ „Siehe, ich verkündige euch große Freude, die

in allem Volke widerfahren wird!“ usw. Am lauteften werden wohl zur heutigen Weihnacht diese und ähnliche Weihnachtslieder gesungen und begrüßt werden von den Mördern und Folterknechten in braunen Hemden, vielleicht sogar in den Wächstulden der Konzentrationslager. Die amtlichen Diener des Geburtstagskinds werden als „därische“ Christen im „Dritten Reich“ die Erfüllung der alten messianischen Weissagung erkennen, und noch deutscher Christen werden wieder singen: „Stiller der Retter ist da!“ Wohl zu keiner Zeit ist der Sinn des kirchlichen Weihnachtsfestes für Proletarier so fragwürdig und für das Proletariat so bedenklich gewesen wie in dieser Zeit. Die Botschaft der Christnacht gilt nicht mehr „allem Volke“, das Wohlgefallen nicht mehr „allen Menschen“; den „Saumten“, den „roten Strolchen“, den „Gauern“ des Marxismus und den „Idioten“ in der großen Völkerfamilie Trost und Hilfe zu spenden, wird dem Arier Christus und der arischen Kirche verweigert. Der am Kreuze Gemarterte ist von seinen eigenen Anhängern entthront und zu einem Werkzeug in der Hand der braunen Nachhaber gemacht worden.

Durch die langen Nächte unserer Winters hollen die Schreie der am Galgenkreuz Gemarterten. Die romantisch-ideologische Zeit des „Alles schläft, einsam wacht“ ist gewichen einer Zeit, die für ungeheure Massen nur schlaflose Nächte und qualvolle Tage bedeutet. Wer wird diese im Volke Retter sein?

G. M.

Drei Briefe Peter Altenbergs

Am 8. Jänner 1934 werden es 15 Jahre, daß Peter Altenberg, der zarteste Dichter einer Epoche, die zwar Sentimentalität und krankhafte Empfindsamkeit, aber wenig Kultur der Seele befaßt hat, in Wien gestorben ist.

Altenberg, den die Rote der Literaten gern als Kuriosum, als halbverrückten Bohémien lächerlich zu machen strebte, war ein Original in ganz anderem Sinne als die Wiener Journalisten, die an ihm schmarrelte und noch heute die Anekdoten ausmünzt, die von ihm erzählt werden, es der Mittelwelt weismachen wollte. In ihm existierte noch die große Einheit von Leben und Dichten. Man kann daher sein Schaffen nicht nach den Zyklen eines Privatlebens, das dem Geschäft gehörte, und eines des literarischen Betriebs sondern Altenberg dichtete das Leben auch dort, wo es anderen nichtern erschien, und er ließ sich nie zu der Konzeption herbei, irgend etwas außerhalb seiner persönlichen Wertbegriffe zu stellen. Wie er es sah, wie er es gestaltete, so war es. Er konnte abgöttisch lieben und fanatisch hassen, keines so konsequent, daß nicht die eine Leidenschaft plötzlich in die andere umgeschlagen wäre. Selbst ein Stück Natur, verpflanzt in die Welt des Wiener Caféhäuses, liebte er die Natur in allen Erscheinungen, indem sie ihm entgegentrat: Landschaft, Tier, Kind und Frau; das sind die Kategorien, in denen Altenberg fühlte, dachte und dichtete.

Bei einem Dichter wie Peter Altenberg gehören Briefe in den Gesamtrahmen des dichterischen Lebenswerkes. Er selbst hat sie nie als Privatfache angesehen, sondern als Bekenntnis, als Gedicht. Daher ist es zu begrüßen, daß der Verlag Anton Schroll eine Ausgabe der Briefe Altenbergs durch Franz Gläd vorbereitet. Eine Freundin des verstorbenen Dichters stellt uns aus den hunderten Briefen, die sie besitzt, drei zum Abdruck zur Verfügung.

Der eine stammt noch aus der Frühzeit des Dichters und trägt die Unterschrift Richard (Altenbergs bürgerlicher Name war Richard Engländer). Der Brief atmet Altenbergs Naturbegeisterung, aus der er seine beste Krast schöpfte. Der zweite Brief ist in der Zeit geschrieben, da Altenberg täglich eine Achanti-Gruppe besuchte, die im Prater galitierte, und sich mit den dunklen Kindern Afrikas unterhielt, glücklich in dieser Naturnähe. Der dritte Brief läßt uns Altenbergs Weltanschauung ganz unmittelbar erkennen. „Seien wir Erwachsene des Lebens!“, das war

einer der Schlagtrübe Altenbergs im Kampfe gegen Konvention, Lüge, Sentimentalität, den er nicht minder fanatisch als den gegen Robeit, Dummheit und Geschäft bis an sein Lebensende geführt hat.

Gmunden, 20. Oktober 1893.

Liebe Annie!

Zoeben bin ich von einem der schönsten Tage, die ich je erlebt, zurückgekehrt, und lese Ihren so traurigen Brief. Ich bin heute um 6 Uhr früh aufgestanden, an einem Morgen, wie das Paradies. Der Schnee funkelte, die Luft leuchtete, atmte Frische, Freude. Ich ging zur Marienbrücke. Man kann das nicht beschreiben. Dann hinunter hinter Theresiental. Um 10 Uhr fuhr ich mit Propeller nach Ebensee. Diese Fahrt war grandios, Winterlandschaft und Sommer-Grün und Herbst-Rot. Dann fuhr ich nach Ischl, promenierte in der herrlichen Au im warmsten Sonnenschein — im Schatten hat es plus 1 Grad. Dann zur Post speisen, dann Café Ransauer, wo ich ein ganz warmes Zimmerchen fand, in welchem ich rauchte und las und einschlief. Nach dem Erwachen ging ich langsam den Solenweg bis Langwies. Ich mußte immer stehen bleiben und genicken. Jetzt bin ich mit der Elektrischen angekommen. Ah! süße Einsamkeit! Natur, Lebensfreude! Alles, Alles, das Höchste, Vollkommenste gibt sie uns für Nichts! Ja doch, für unsere Begeisterung. Es war zu herrlich, dieser unvergleichliche Tag. Denken Sie, Schnee in den roströten Buchenwäldern, in den grünen Tälern, eisige Luft und Sommer-Sonnenschein und überall Frieden. An den kleinen Traun-Sümpfen stand ich, vergaß die Welt. Unvergängliche Stunden habe ich erlebt.

Mein körperlicher Zustand ist entsetzlich. Mein Mark verbrennt. Nichts, ich war gestern Abend, Sonntag, mit R. und W. im Hotel Schiff. Es war nicht so öde; Souper grandios.

Denken Sie, heute sagte mir der Kondukteur vor allen Passagieren: „Sie sind Einheimischer, Sie zahlen nurmehr 10 Kr.“ Was ist dagegen Schnitzler's Erfolg? Ueberhaupt! Ladet man sich jetzt rein von den letzten Schlacken. Sie sind eine Seele. Café Orientidol und Café Schiff — welcher Abgrund! . . . Ich darf Ihnen auf Ihren Brief absolut nichts erwidern. Aber wie wird es weitergehen? Ich habe mit zu viel Entschlichen in mir und a u k e r m i r zu kämpfen, um nicht hie und da doch zu vergessen, daß Sie mir ein blühendes Leben gepofft haben. Die Ruhe hier allein hat mich wachsen gemacht und

Das Indiz . . .

Mir ist kürzlich etwas Seltsames passiert. Hoffentlich wird es nicht einmal zum Indiz gegen mich —

Ich stehe, ein wenig verträumt und gedankenschläfrig, nachts gegen halb 3 Uhr an der Straßenbahnhaltestelle Ecke Wenzelsplatz-Heinrichsgasse. Mein Blick fliegt geistesabwesend über das rote Fahrzeiten-Verzeichnis am Haltestellen-Rast . . .

Ob man noch einmal an den Würstl-Stand geht —? fragt das schläfrige zweite Ich schwerfällig.

Im selben Augenblick kommen zwei Polizisten vorüber. Der eine, ein breitschultriger, gutmütiger Mann mit einem unternehmenden Schnauzbart und einem fröhlichen Gesicht, ruft mir zu: „Eine Bahn kommt nicht mehr, da müssen Sie schon zu Fuß nach Rusle fahren oder ein Auto nehmen —!“

Und plötzlich geschieht das Seltsame: Ich habe nicht den mindesten plausiblen Grund dazu, aber unter einem unerklärlichen Zwang beginne

ich Komödie zu spielen. „Ach — —“ sage ich und mache ein richtig bedauerndes Gesicht, „das ist ja sehr unangenehm. Gar keine Möglichkeit mehr, mit der Straßenbahn nach Rusle zu kommen?“

„Leider gar keine mehr —“, erhot der Beamte mit einem Mitleidsakt in der Stimme, grüßt höflich und geht langsamen Schritts mit seinem Kollegen fort.

Ein Passant, der unser Gespräch gehört hat, kommt auf mich zu und schlägt mir vor, ein gemeinsames Auto zu nehmen. Er fahre auch nach Rusle und dann wäre es doch billiger —

Die Situation wird unangenehm — Ich stammele einige Höflichkeitsfloskeln und verdrücke mich diskret.

Denn ich will ja überhaupt nicht nach Rusle. Ich wohne 15 Häuser von der Straßenbahnhaltestelle entfernt. Ich bin, dies für Psychoanalytiker, sonst relativ wahrheitsliebend, meide krumme Wege und liebe im Alltags das Masken-Tragen nicht.

Umsö rätselhafter bleibe, weshalb ich dem freundlichen Polizisten ein so läppisches Theater vorspielte.

ich habe wieder einen Sommer, besonders dur ch W a m a verloren; Alles an mir Organische, daher Heilige, wird dann als Brutglut, Verbrechen ausgelegt. Das an mir Wertvolle ist aber meine und nur meine Natur, die sich von anderen keine moralischen Gesetze diktiert lassen kann. Ich liebe die Freiheit, den Frieden, die Natur! Adieu, in unauslöschlicher Freundschaft. Ihr Richard.

Wien, 24. September 1896.

Meine Liebe Annie!

Warum schreiben Sie nicht mehr?! Was ist das?! Schönach hat mich gestern auffordern lassen, ihm ein Feuilleton zu schreiben. Ich gebe ihm „Benedig in Wien“. Heute, Samstag, Solidon. Sehr heiß, die Achanti-Idylle ungetrübt. Nachtmahl mit Alois unsagbar schön. Alois sagte gestern auf englisch: „Alois geht nicht mehr zurück nach Afrika, sie bleibt bei Dir.“ Gelas nein.

Gestern zählte sie in der Schule bis 20, da blieb sie stecken. Sie mußte von vorne anfangen, kam wieder nicht weiter. Der Lehrer wurde streng. Fiehlentlich blühte sie auf mich, den Fiel, der nicht achantisch zählen kann. Da rannte ich in die Hütte zu einer meiner erwachsenen Freundinnen, schrieb auf ein Papier die Ziffer 20 und blühte sie fragend an. „Romajno“, sagte die Freundin erstaunt und zugleich selbstverständlich. Da lief ich zurück. Gerade stochte Alois wieder bei 20. Da sagte ich leise „romajno“. Dieses Gesicht hätten Sie sehen sollen!!! Jeden Abend, 8 Uhr, bekommt sie eine heiße Knochwurst, Bier, Emmmentaler. Da ist sie ausgefallen lustig, wie ein Affchen. Nie habe ich mich zu beklagen, immer drüde ich sie an mein Herz, küsse ihre Augen. Ein kleiner Kreis von Menschen ist immer um uns. Niemand versteht es eigentlich.

Diese Feiertage sind schrecklich. Zu viele Menschen. Eine Schaustellung, kein Paradies. Wann werde ich wegfahren?! Und wohin?! Mein Landgeld besigen größtenteils die Achanti! Sie sollten Tiolo sehen, wenn ich ihr Glasperlen bringe. Aber wahrscheinlich langweilt ich Sie mit meinen Achanti.

Schreiben Sie!!!

Immer die alten Sachen? Wozu?! Sie wollen sich Grund machen zu Verstimmungen. Ich schreibe über mein Leben einfach, tun Sie das selbe. Ich weiß nicht, wie es Sie interessiert. Was geht es den Schreibenden an?! Was kann man kontrollieren im Leben?! Die Gefühle vielleicht?! Man hat sie in 10.000 Nuancen. Leben und nicht grübeln. Es ist keine Zeit dazu. Eine eigene Seele haben, ist Alles. Alois ist da und Tajwid und Ags und Amon und Tiolo und Romajno. Alle kann man lieben, zu sich nehmen, wenn man Geld hat. Selbst Afrika gibt seine Schätze. Ihr Armen!!!

Ihr P. Altenberg.

Wien, 16. Dezember 1897.

Meine Liebe Annie!

Das Fest ist nirgends zu bekommen. Ich schreibe um dasselbe an S. Fischer. Sie brauchen sich wegen nichts zu entschuldigen. Sie sind so, wie Sie sind. Meine Welt mordet die Ihre. So war es immer. Darum mußte ich Sie vor sich selber retten. Sehen Sie über die toten Freundinnen, erst soll ich mit Ihnen reden!!!! Aber alles Lebende muß Ihnen ein Geheimnis bleiben. Sie sind die Annie S. . . . und ich bin Peter A. Doran ist nichts zu ändern. Das Wissen wir Beide. Suchen wir die organischen natürlichen Zusammenhänge, welche sich im Laufe des Lebens ergeben. Geben wir uns, was wir uns süßelos geben können. Genießen wir, was das Nervensystem in Ruhe erhält, wandeln wir geschickt und brutal an Abgründen vorbei. Seien wir Erwachsene des Lebens! Ich verdanke Ihnen das, was mir niemand auf der Welt geben konnte. Freilich scheint Ihre Seele alle Leidenschaft an sich genommen zu haben.

Ich erwarte Sie bestimmt Freitag, 1/4 Uhr.

Adieu, meine treueste Erretterin.

Peter Altenberg.

Ich glaube, es war eine gewisse Sentimentalität . . .

Ich konnte es einfach nicht übers Herz bringen, dem freundlich besorgten Beamten mit dem fröhlichen Gesicht mitzuteilen, daß er sich ganz unnötig über meine Fahrverbindung nach Rusle den Kopf zerbroche.

Aber in schlaflosen Stunden ist es mir schon manchemal unheimlich zum Bewußtsein gekommen . . . diese kleine nächtliche Komödie an der Straßenbahn-Haltestelle in Rusle ist ein böses Indiz . . .

Gefehl den Fall, daß ich mich einmal vor dem Strafrichter zu verantworten hätte. Und jener Strafbeamte mit dem unternehmenden Schnauzbart und dem fröhlichen Gesicht träte auf und erzählte davon. Nichts wäre damit zu beweisen, gewiß. Aber wie sehr zeugte die verworfene Lüge dieser Dezembernacht gegen mich . . . „Dunkle Sache — —“ würden die Richter denken und weise die Köpfe wiegen, „was sollte das — —? Welche Pläne verfolgte er damit — ? Zauber? Nein, sauber ist das auf keinen Fall!“

Es wäre, kurz und vieldeutig gesagt — ein Indiz! Pierre.

Von Hedwig Erck:

Schämen Sie sich nicht?

Kleiner Zwischenfall zwischen Weihnachten und Neujahr

Müde und kraftlos sinkt Minna abends auf ihre kalte, schmale Bettstelle. Vorüber! Vorüber das „Fest der Liebe“, das „Fest des Frohsinns“. Ihr hatte es nur Arbeit gebracht. „Minna, fassen Sie mal da an! — Minna, die Sterne hängen noch nicht! — Minna, der Braten! — Minna, Minna!“ — so war das den ganzen Tag lang gegangen. Und Minna lief hierhin, lief dorthin, wurde um Rat gefragt, geschelten, bis endlich, endlich alles so weit war...

Im Herrenzimmer sahen schon Onkel Eduard und Tante Miezchen, im Salon zündete der Herr Rat die Weihnachtskerzen an, Frau Rat lief noch geschäftig hin und her; dann öffnete das junge Fräulein die Klügelur. Alle sahen „Naah“, teils aus Bewunderung, teils aus alter Gewohnheit.

Der Baum strahlte mit seinen bunten Glasfiguren und vielen Lichtern. Wolf, der Jüngste, bekam eins auf die Finger, weil er Zuckerplätzchen vom Baum reißen wollte, dann wurde Stille Nacht, heilige Nacht! gefungen; Tante Miezchen spielte auf dem Klavier, und Onkel Eduards Bass zitterte vor Rührung: „Nur das traute, hochheilige Pa-a-a-ari!“

Minna legte indes die letzte Hand ans Abendessen. Dann kam das junge Fräulein in die Küche, um sie zu holen. Sie bekam zur Bescherung eine bunte Schürze und ein Paar wolene Strümpfe. Ueber beides war ein rosa Bändchen mit einem Tannenweig geknüpft. „Für Minna“ stand auf einem weichen Kärtchen. Dann holte Frau Rat eine große Wehlüte hervor und schüttete Minna einen Teller voll Nüsse und Gebäck hinein. Dabei sagte sie: „Sie gehen doch gewiß lieber in die Küche, Minna?“

Minna dankte der gnädigen Frau in pflichtgemäßer Mäßigkeit, und die sagte: „Ist schon gut, Minna. Wenn Ihnen die Sachen nur gefallen.“ Dann mußte sie schnell noch die Geschenke von Fräulein Erna und von Wölschen bewundern: ein elegantes Gesellschaftskleid, Perlen, Parfum und sogar 1000 Kronen in einem schönen Handtäschchen aus Krotbillsleder. Und Wölschen benutzte den von Tante Miezchen höchst eigenhändig für die Frau Rat gestickten Kaffeewärmer als Festung für seine Fingerringe...

Eine Viertelstunde später durfte Minna den Tisch decken und das Essen auftragen.

Jetzt ist alles vorbei. Müde ist sie, und dann und wann tropft eine Träne über ihre Wangen. Trinken trinken sie Wein. Ihr Lachen und Plaudern schallt laut heraus. „O Tannenbaum — o Tannenbaum!“ — gröhlt Onkel Eduard. Ueber Minnas Eisenbettstelle in dem winzigen Dienstabtimmer steht hinter dem Spiegel ein grüner Tannenweig. Wie der duftet... Drüben in ihrem Dorf bei den Eltern feiern sie jetzt auch. Wenn die Reise nicht so viel kosten würde, wäre sie hingefahren. Wenn die Gnädige ihr Urlaub gegeben hätte... wenn, wenn...

Und ihr Karl ist zu seiner kranken Mutter gefahren. Der glaubt nicht an Weihnachten und so Sachen. „Das ist 'n Fest für die Reichen“, hat er gesagt, „ich fahre zu meiner Mutter raus. Das einzige Mal, daß ich 'n paar Tage nicht zum Stempeln gehen brauche — das is mein Festtagsgeschenk.“

Und sie, die Minna? Was hat sie denn schon von ihrem Leben? Nun sitzt sie hier, ganz allein. Ihre Blide schweifen durch die kalte, graue Kammer mit der niederen Decke... nichts! Nichts hat sie! Arbeit für die Herrschaft — ein Leben für die Herrschaft! Sie schluchzt kassunadlos. Vergräbt ihren Kopf in die Kissen. Uebermüdet schläft sie ein.

„Schla-a-a—in himmlischer Ruuh!“ — „Im Salon singen sie bis tief in die Nacht hinein.“

Der erste Feiertag. Und der zweite.

Für Minna Arbeit wie sonst, mehr Arbeit sogar. Um fünf Uhr wollte sie sich mit Karl treffen; nun ist es schon halb sechs, und die Gnädige will immer noch was. Endlich ist Minna fertig, darf gehen.

Karl ist schon ganz durchfroren. „Hat dich die Alte wieder mal nicht gehen lassen?“ Aber bald darauf lachen sie fröhlich.

In einem kleinen, billigen Kaffeehaus sitzen sie und halten sich bei den Händen. „Na, wie war's zu Haus?“ will Minna wissen.

„Was soll schon gewesen sein? Mutter geht es nicht gut, und seit ich arbeitslos bin — —“ Er bricht ab: „Na — und du?“

Sie zuckt die Achseln: „Gefeiert haben sie. Ein schöner Baum; 'ne Schürze hab' ich gekriegt und 'n Paar Strümpfe.“

Er lacht hart auf. „Niesto angestrengt haben sie sich — das kann man wohl sagen.“

„Und dabei haben sie versprochen, damals, wie ich den Lohn ausgemacht hab' und 250 Kronen haben wollten: nein — 200 und ein Weihnachtsgeschenk.“

Noch eine Weile sitzen sie da. Ihre Körper drängen aneinander. Fremde Menschen setzen sich an den Tisch. Da kommen sie sich beobachtet vor. Sie zahlen und gehen.

Wohin jetzt? Es ist kalt.

Sie schlendern durch die Straßen, eng aneinandergeschmiegt. Ganz dunkel ist es jetzt. Durch Minnas Kopf jagt immer wieder ein Gedanke: Wohin jetzt? Einmal hat sie ein paar Stunden Zeit, und der Mann ist bei ihr, den sie gern hat... und...

Im dunklen Hausflur küssen sie sich lange, lange.

Da spürt Minna den Schlüssel in ihrer Tasche — sie hat ja heute den Wohnungsschlüssel! Die Herrschaften sind ja zu Besuch bei Onkel Eduard... sie werden so bald nicht wiederkommen. Und Wölschen? Wölschen schläft fest. „Komm“, sagt sie leise, „komm, Karl.“ „Wohin?“ Dann versteht er. Umfaßt sie. Sie haften die Treppen hinauf. Durch den Korridor, durch die Küche — in ihr Kammerchen, das nun mit einemmal nicht mehr grau ist — nicht mehr fahl — nicht mehr häßlich... denn zwei Menschen erfüllen es mit ihrer Liebe.

Die Zeit ist aufgehoben.

Plötzlich wird draußen ein Schlüssel im Schloß herumgedreht. Menschen kommen, sprechen laut und lachen. Minna wird blaß. Da ist die Gnädige auch schon in der Küche. Das schwarze, schrille Organ zerreiht die Stille: „Minna! Minna!“ Und da die Gnädige nicht gleich eine Antwort bekommt, klinkt sie die Tür auf. Wie von einer Tarantel gestochen, kreischt sie im nächsten Augenblick los: „Ein Mann! — Walder! — Komm sofort! Ein fremder Mann!“

Und dann kommt der Herr Rat. Und Tante Miezchen ist auch dabei. Und Fräulein Erna. Und alle schreien und kreischen durcheinander: „Verlassen Sie sofort dieses Haus! — Sie! — Sie! — Ich zeige Sie an! — Schmeißt sie doch raus!“ Der Herr Rat bekommt einen ganz dicken, roten Hals, so plustert er sich auf.

Karl zieht seinen Rock an und sagt ruhig: „Ich geh' ja schon; haben Sie sich nicht so.“

„Durch die Polizei sollte man Sie abführen lassen! — Diese Person! — Diese unverschämte Person!“ geifert die Frau Rat.

Und Tante Miezchen setzt hinzu: „Da hast du nun den Dank für deine Gutmütigkeit.“

Die Gnädige kann sich immer noch nicht beruhigen: „In meinem Haus muß sowas passieren!“ kreischt sie, „vor meinem Kinde, meinem unschuldigen Kinde — Erna, geh' raus!“

Aber Erna, das junge Fräulein, bleibt neugierig.

Minna ist bis jetzt kassunadlos dagestanden. Aber wie die Alte nun auch noch anfängt, über die Unschuld des jungen Fräuleins zu lamentieren und sie, Minna, als die „Verworfenen“ hinzustellen, wird's ihr denn doch zu bunt. „Ich hab' eben kein Geld für ein Stundchenhotel wie das Fräulein und der Herr Direktor!“ plagt sie trotzig heraus.

Nun geht der Spektakel erst recht los: „Auch noch frech werden, Sie schamloses Frauenzimmer? Das gnädige Fräulein verleumdend? Ins Gefängnis werde ich Sie bringen!“

Und als Minna nun noch zu allem Unglück hinzusetzt, sie habe ja die Briefchen jedesmal selbst an den Herrn Direktor überbringen müssen, wenn das Fräulein wieder mal zum „Musikunterricht“ wollte, kennen die vier „feinen Leute“ keine Grenzen mehr! Erna bekommt Schreikrämpfe, Tante Miezchen winselt hysterisch, der Herr Rat tobt, Frau Rat sitzt da, schnappt nach Luft und schreit: „Neht sind Sie fristlos entlassen! Frist-lo-o-ost!“

Schweigend packt das Mädchen seine Siebensachen. Schweigend schnürt Karl seine Schuhe zu und nimmt Minnas Köstchen. Dann gehen sie. Aufrecht und ohne Verlegenheit. So, daß selbst Tante Miezchen das Wort „schamlos“ in dem langen, dünnen Hals stecken bleibt...

Und als sie unten vor der Hausflur stehen, und Karl das kassunadlose Gesicht seines Modells sieht, streicht er ihm tröstend über das Haar: „Kopf hoch, Madel!“ sagt er, „wird noch alles gut werden... na, nu komm nur... ich bring' dich zu Freunden. Die haben ja auch nicht viel, aber es sind Proleten. Die werden dich sicher aufnehmen für die erste Zeit, und dann werden wir schon weiter sehen... Sind Proleten, Minna, die wissen, daß zwei junge, gesunde Menschen sich auch mal richtig liebhaben müssen, denn Proleten sind keine Schweine, die das Natürliche immer dann unnatürlich finden, wenn sie's nicht selber tun!“

Weihnachtsglocken

Vom Kirchturm hoch oben tönen die Glocken. Sie preisen und loben Gott, mit Frohlocken. In lustiger Höh', Der Welt entrückt, Erreicht sie das Weh' Nicht, das uns bedrückt. Das menschliche Leid, Frost, Hunger und Schmerz, Die Not der Zeit Fühlt kein Glockenerz. Drum können die Glocken Im Kirchturm droben Gar leicht frohlocken, Und den Herrgott loben!

Heinrich Heine

Der braune Weihnachtsengel.



„Ich schwöre, daß ich das Wort „nicht sein“ nie mals geschrieben habe!“

Weihnachten im Konzentrationslager

Hermann Grote und der junge Karl schliefen nun schon lange Monate nebeneinander. In vielen Nächten, wenn die Schreie der Verhörten sie gewalt und den Schlaf vertrieben hatten, war ihr Klüstern zu hören gewesen. Sie hatten sich ordentlich aneinander gewöhnt.

Früher, im Sommer 1932 noch, als sie ihre Zelle am Müggelsee wieder bezogen hatten, ging's oft schwer mit der Verständigung. Hermann Grote, schon hoch in den Sechzigern, lebte urwäldchen und interessierte sich nicht viel für Politik. Seine Frau war schon lange tot, Kinder hatte er keine mehr, seit sie den einzigen Sohn im letzten Krieg irgendwo in Frankreich verscharrt hatten. Als er auch den Weg in die AGS nicht mehr zu machen brauchte, der durch Jahrzehnte zu ihm gehört hatte wie ein lieber Mensch, war er noch stiller geworden.

Natürlich hatte er nie einen Hehl daraus gemacht, immer rot gewählt zu haben. Auch am 1. Mai und bei mancher Demonstration schloß er nicht.

An manchem Abend aber saß Karl bei ihm. Dann diskutierten sie, oft bis in die Nacht. Mehr als einmal war Karl, der schon seit Jahren aktiver Funktionär der Arbeiterbewegung war, wütend losgerannt, weil er nicht begreifen konnte, daß Hermann Grote Stunde um Stunde seine

Waise raucht und zuschaut, wie die Genossen den schwersten Kampf um ihre Freiheit und Rechte zu bestehen hatten.

Es war im letzten Sommer. Eigentlich hatte sich kaum etwas in ihrer Feststadt verändert. Nur so eigentümlich still war es jetzt überall geworden. Franz Schubert, ihr Feststadtdomobmann, war schon lange fort. Viele Wochen hatten sie nicht gewußt, wo er steckte, bis eines Tages in den Berliner Zeitungen stand: Beim Fluchtversuch aus dem Konzentrationslager Oranienburg wurde der Arbeiter Franz Schubert erschossen! Ja, da wußten sie wieder, wo ihr Franz immer zu finden sein wird...

Bei einer erneuten „Reinigungsaktion“ der SA zur Säuberung der Feststädte von marxistischen Elementen, die dort noch immer ihr Unwesen treiben, — wurden auch Hermann Grote und der junge Karl verhaftet.

So kam es, daß sie viele Monate nebeneinander lagen.

Inzwischen ist es Winter geworden. Unerwartet früh hat er sich an einem Morgen mit schneidendem kaltem Ostwind beim Rundgang im Hof des Konzentrationslagers angekündigt. Und Hof des Konzentrationslagers hieß es nicht, da wußte Mann zum Scherz heraus zu rufen, da wußte es jeder: jetzt ist der Winter da. Jetzt quält uns nicht nur der Hunger, und nicht nur Stahlrute und Peitsche werden unsere gerschnundenen, aus-

hungerten Leiber mißhandeln, — nun auch noch die Kälte.

„Verstucht“, sagte mittags einer, „wie soll das nur werden. Frost, nicht genügend Decken. Kein warmes Zeug. Dabei dieses kleine Heizungsröhr, das kaum eine Hundehütte warm kriegt. Da krepieren wir ja alle!“

„Sag mal Karl?“ meinte eines Tages Hermann Grote, — „bald ist doch Weihnachten, da können die Angehörigen besondere Pakete schicken, mit Lebensmitteln und Zeug. Das war doch immer so, was?“

Paß auf, da kann es doch noch sein, daß sie uns was Nichtiges einpacken. Was die Minna ist, meine Schwester, bei der meine Sachen jetzt sind, die denkt gewiß daran. — Ja, bestimmt wird sie mir das dicke Unterzeug befördern. Und auch etwas Gutes zum Essen. Was meinst Du Karl?“ — Aber niemand antwortet. Wieder ist es still in dem Raum. Mehr als dreißig Männer hängen ihren Gedanken nach. Die meisten haben auf den Britischen. Hin und wieder steht jemand auf und geht ein paar Schritte.

Karl steht in der Nähe des Fensters, dem einzigen in dem Loch, das mehr eine Dachluke ist. Heraus schauen ist zwar verboten und Zuwiderhandeln mit Erschießen bedroht, seit im Herbst der Reichentwagen von vielen Gefangenen im Hof gesehen worden war. Aber manchmal muß man hinaus schauen.

Die Dächer des nahen Dorfes sind weiß, und dahinten steigt weißer Rauch einer Lokomotive in den grauen Winterhimmel. Nichts ragt der Kirchturm aus dem Geäst kahler, schneebedeckter Bäume.

Zur linken Hand dehnt sich weit das winterliche Land.

„Bald ist Weihnachten. Wie sagt man doch, was es für ein Fest ist?“ Karl dreht sich herum, man weiß nicht genau, hat er gefragt oder redet er mit sich selbst. Aber da sagt er schon: „Fest der Liebe“ — ja, so nennen sie es. Und wie oft schon haben sie erzählt, daß „Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen“ werden soll. Zum wieviel tausendsten Male schon — er hält inne. Draußen im Gang nähert sich der Schritt der SS-Wache. In die dunkle Fläche der Tür fällt ein Loch, ein schmaler Lichtstreifen steht für Minuten im Raum.

Die Tage gehen hin. Immer wieder ist die Hoffnung auf den Weihnachtstag mit Paketempfang Gesprächsstoff gewesen, zumal die Kälte scharfer geworden ist.

Am Weihnachtsmorgen stehen beim Frühappell die Gefangenen in langer Front auf dem Hof. Der Lagerkommandant beginnt mit der unvermeidlichen Morgenansprache heute so: „Das nationalsozialistische Deutschland hat mit aller Humanitätsgefühl ein für allemal Schluß gemacht. Jetzt wird Strafe wieder Strafe sein. Ich habe deshalb folgende Verfügung vorzulesen: Zum diesjährigen Weihnachtsfest dürfen den Gefangenen in Deutschland keine Weihnachtspakete mit Lebensmitteln und sonstigen Dingen übersandt werden!“

„Abreten!“ ...

Klaus Platzer.

Vom Leben und Leiden unserer Bergarbeiter.

Reportage aus dem nordwestböhmischem Braunkohlenrevier.

Dichter weißer Nebel liegt über der Landschaft. Wir sehen nichts von dem durchwühlten, mit Schlacken durchsetzten Oedland rechts und links unseres Weges, nichts von den Kratern und Löchern, in denen trübes Wasser steht, von den Halden und Tagbaugruben, aus denen graublau Dunstwolken emporsteigen. Nur hier und da taucht schattenhaft die Silhouette eines Förderturms aus dem Nebel, strahlt uns blendendes elektrisches Licht entgegen, dringt uns Dampfzischen und das dumpfe Getöse der arbeitenden Maschinen ins Ohr. Und dann mahnt uns der Kohlendunst, den wir bei jedem Atemzug einziehen, daß wir uns im Kohlenrevier befinden, im Reich der Braunkohle zwischen Mittel- und Erzgebirge, zwischen Komotau und Aussig.

Das Land, in dem 24.000 Bergarbeiter am Hungertuch nagen. Und das chronische Elend dieser 24.000, die den Grundstock der einheimischen Bevölkerung bilden, von deren Kaufkraft wieder tausende anderer Existenzen abhängen, hat eine so allgemeine Not herausbeschrieben, daß man ohne Übertreibung sagen kann, daß dieses Gebiet nur mehr und eben noch vegetiert. Ergänzt wird das Elend der Bergarbeiter noch durch die katastrophale Arbeitslosigkeit in der Glas- und Maschinenindustrie, so daß das Bild der allgemeinen Not vollkommen ist.

Wie das Leben des nordwestböhmischem Bergarbeiters im Jahre 1933 beschaffen ist, darüber will ich nun einiges erzählen.

Ein Blick in die Frühstücksbündel

Schichtwechsel...! Die Straße belebt sich. Einzeln oder in Gruppen kommen sie gezogen. In der Hand das Frühstücksbündel und die unvermeidliche Kaffeelanne. Daß die Bergmannsarbeit den Magen hungrig macht und die Kehle ausdörret, weiß man. Wie sollte ein Körper so unmenslich schwere Arbeit leisten, wenn er nicht ordentlich genährt wird?

Und nun, nach dieser humanen Erwägung, wirf einen Blick in die Brotbündel! Trockenes Brot bei den meisten und keineswegs in übermäßig großen Portionen. Sie und da ein hauchdünner Margarineaufstrich. Aber auch anderer Proviant findet sich in den Frühstücksbündeln. Trockene kalte Kartoffeln müssen hier und da das Brot ersetzen, zu dem es nicht mehr gereicht hat. Selbst das trockene Brot ist schon zu teuer.

Und die dünne Brühe, die in den Kannen gluckert, ist längst nicht mehr der ehemals beliebte Kornkaffee. Man trinkt heute eine ganz dünne Holzbrühe: das ist billiger. Und wer sich heute noch den Luxus eines Stückchens Zuckers leisten kann, der ist sicher ein sehr beneideter „Vielverdiener“. Welcher Wochenverdienst heute unter Bergarbeitern als „gut“ gilt, davon erhielt ich immer wieder eindrucksvolle Belehrungen.

Illustrationen zur Lebenshaltung der Bergarbeiter

Heißer starker Kaffee ist eine gute Sache bei 15 Grad Kälte und so war der alte Bauer, mit dem ich in der Kantine saß, gesprächiger als es sonst wohl seine Art ist. Vom Kaffee kam die Rede auf das Essen überhaupt. „Fleisch...?“ meinte kopfschüttelnd der Alte. „Ja, Genosse, das war einmal.“ Dann bekomme ich Beispiele zu hören. Der und der gibt ganz zehn Kronen in der Woche für Fleisch aus. Wie groß die Familie ist? — „Achte sind's zusammen.“

Später bekam ich eine außerordentlich sorgfältig geführte Lebenshaltungsstatistik unserer „Union der Bergarbeiter“ zu Gesicht, die über die Ausgaben der Mitglieder für ihren Lebensbedarf verlässliche Auskunft gibt. Da begriff ich erst, daß die von dem Alten erwähnte wöchentliche Ausgabe von zehn Kronen für Fleisch (bei achtköpfiger Familie) beinahe als Zeichen eines kleinen Wohlstandes anzusehen ist. Diese Ziffern geben mir erst das richtige Verständnis für das, was ich hier und dort gesehen und gehört hatte. So ist z. B. ein Koll belegt, wo eine mehrköpfige Familie wöchentlich für Fleisch 3,50 Kr. (drei Kronen fünfzig Heller) und 2 Kr. (zwei Kronen) für Wurst ausgibt und viele ähnliche.

Zeit, Butter und Speck scheinen allmählich vollkommen aus den Speisehaltungen zu verschwinden. Gält man alle empfangenen Eindrücke zusammen, so kann man sagen, daß eine Bergarbeiterfamilie heute ihr Leben im wesentlichen von Brot, Margarine, billigstem Käse und Milch kräftet. Im Eisenbahnhof lernte ich einen jungen Soldaten kennen, Weihnachtsurlaub, der aus seiner slowakischen Garnison nach Hause kam. Als Weihnachtsgabe brachte er einige mächtige Brotlaibe mit. Er wußte wohl, was er tat.

Die Fehlerschichten

Man halte sich vor Augen, daß diese trostlose Lebenshaltung keineswegs das Schicksal nur eines Teiles der Bergarbeiterschaft sind. Es ist das Kollektivschicksal jener 24.000, deren Einkommen eine geradezu katastrophale Herabsetzung erfahren hat.

Die Arbeitseinheit des Bergarbeiters ist die „verfahrene Schicht“. Je größer der Arbeitsbedarf, desto mehr Schichten werden ver-

fahren, desto höher ist sein Verdienst. Je weniger Absatz, desto weniger Arbeitsbedarf, desto mehr „Fehlerschichten“ und desto kleiner das Einkommen. Einige Zahlen müssen hier zum Verständnis der Sachlage genannt werden.

Im dritten Quartal 1933 entfielen auf den Mann 52 verfahrene Schichten. Im Jahre 1929 waren es 71. Die Förderung ist im Jahre 1933 auf den Stand von 1893 zurückgefallen, also auf dieselbe Stufe gefallen, die schon vor vierzig Jahren erreicht war. Und die Gesamtlöhnsomme für das ganze Revier ist heuer um

129.210.256 Kr

kleiner als im Jahre 1929!

Feierschichten...! Wo immer man mit Bergarbeitern zusammenkommt, klingt dieses Wort auf. Es ist der Alpdruck, der auf dem ganzen Gebiet liegt. Mut, Haß und Angst klingen mit, wo dieses Wort ausgesprochen wird. Denn diese Feierschichten sind es, die die Löhne so furchtbar haben schrumpfen lassen, daß die Lebenshaltung einen kaum mehr zu unterbietenden Tiefstand erreicht hat.

Von „guten“ und anderen Löhnen

Dem Uneingeweihten scheint es zunächst unfaßlich, daß ein Schwerarbeiter im vollsten Sinne des Wortes am Samstag einen Lohn nach Hause bringt, der die Stundenlöhne der Feierschichten gerade noch übersteigt. Ich habe es so oft hören müssen, daß ich meine anfänglichen Zweifel aufgeben mußte. Es gibt Löhne von 110 Kr. (ohne Abzüge). Ausnahmslos wurde mir ein Wochenverdienst von 150 Kr. als „gut“ bezeichnet. Und in der Tat — die Gewerkschaftsstatistik errechnet einen Lohndurchschnitt von 121 Kr. pro Woche.

Ist es da ein Wunder, daß diese schwer arbeitenden Menschen mit trockenem Brot und trockenen Kartoffeln ihr Auslangen finden müssen? Ist es ein Wunder, daß für Anschaffungen so gut wie gar nichts übrig bleibt? In manchen dieser kleinen verkrüppelten Arbeiterhäuschen, die einander alle irgendwie gleichen, macht sich die wachsende Not schon in einer Weise bemerkbar, die nicht mehr weit von Verwahrlosung entfernt ist.

Kleider, Wäsche und Schuhe werden auf anglichste gespart und instandgehalten, um den Schredentag möglichst lang hinauszuschieben, da trotz aller Mühe das lang getragene Stück einfach zerfällt und nicht mehr zu brauchen ist. Und was dann? Im Sommer pflegen viele ohne Wäsche zur Arbeit zu gehen, um sie nicht abzunützen. Zu Hause geht man barfuß, um die Schuhe zu schonen. Den besseren — oft einzigen — Anzug zieht man immer seltener an.

70 Prozent der Kinder unterernährt

Bergarbeiterfamilien sind vielfach sehr kinderreich. Und wenn die Not die Bissen immer kleiner werden läßt, so sind es in erster Reihe die Kinder, die unter dem Mangel an wertvollerer Nahrung zu leiden haben. Schon bei einem bloßen Spaziergang durch eine Bergarbeitersiedlung kann man feststellen, wie blaß, kränkelnd und schwach die Kinder im allgemeinen sind. Sie gehen von klein auf durch eine furchtbar harte Lebensschule.

Zu Spiel und Kurzweil hat das Bergarbeiterkind heute weniger Zeit als je. Es muß mitverdienen helfen. So sieht man Kinder auf den Kohlenhalden, von denen noch zu

reden sein wird, oder sie mit Säcken und Wägelchen die Deputatkohle heimzuschaffen und dergleichen. Als im Zuge der „Jugendheim“-Mission eine systematische ärztliche Untersuchung durchgeführt wurde, ergab sich der schreckliche Sachverhalt, daß nicht weniger als siebzig Prozent der untersuchten Kinder Zeichen von Unterernährung trugen.

„Schwarzschächte“

Bei der dargestellten nahezu katastrophalen Situation der arbeitenden Bevölkerung des Kohlengebietes kann es nicht wundernehmen, daß jeder begierig die Gelegenheit ergreift, um zu einem Verdienst zu kommen. Auch der beschäftigte Bergarbeiter hat infolge der Feierschichten freie Zeit genug, gar nicht zu reden von den ganz Arbeitslosen, die noch durch die außer Arbeit gesetzten Glas- und Metallarbeiter verstärkt werden. Da das Geld in einem Kohlengebiet gewissermaßen in der Erde steckt und nur herauszuholen ist, gibt es genug Leute, die auf eigene Faust zu graben beginnen und ausgelassene Schächte ausbeuten.

Wo die Kohle an der Oberfläche liegt, ist die Sache ja einfach genug. Anders aber steht es, wenn es sich um Ausbeutung verlassener Schächte oder gar um selbständiges Graben handelt. Namentlich im Duxer und Teplitzer Revier scheint es genug solcher „Alleinunternehmer“ zu geben. Freilich bekennt sich niemand dazu, denn es bestehen natürlich strenge Verbote gegen solche Unternehmungen. Es ist ein höchst riskantes und lebensgefährliches Unternehmen in einen verlassenen Schacht, dessen Sicherungen schon unzuverlässig geworden sind und von niemandem mehr kontrolliert werden, hinauszusteigen und dort zu arbeiten. Tatsächlich ereignen sich auch häufig genug Unglücksfälle, wobei die Grabenden verschüttet oder erdrückt wurden, oder durch Grubengase ums Leben gekommen sind. Aber Hunger tut weh und das Leben mag manchem dieser armen Teufel als kein allzu großes Gut erscheinen.

Auf den Halden

Die Kohlenhalden zählen zu den charakteristischsten Kennzeichen der Berg- und Hüttenindustriegebiete überhaupt. Zur Nachtzeit bieten sie ein eigenartiges Bild. Die glühenden Kohlenhalden verglimmen und erlöschen, hier und dort flackern plötzlich wieder kleine Flämmchen auf, feurige Bänder schlängeln sich über die dunklen Massen.

Die Halden haben aber auch eine sehr praktische Bedeutung für die arme Bevölkerung. Am Tage werden sie von den Kohlenjägern nach unterbrannten Kohlenstücken durchsucht. Arbeitslose, Männer, Frauen und Kinder sind emsig an der Arbeit. Sie ist nicht angenehm und keineswegs ungefährlich. Mit Eisenhaken werden die Schlacken durchscharrt und jedes verwendbare Kohlenstückchen aufgelesen. Die Ausbeute wird dann an Privatleute verkauft. Auch hier geht es nicht ohne Unfälle ab. Zuweilen bricht die erkaltete Kruste, die noch nicht genügend tragfähig geworden ist, durch und die Folge ist dann oft eine schwere Verbrennung.

Vom Ertrag dieser Arbeit kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man erfährt, daß für einen Wagen von der Größe eines der üblichen Milch- oder Obstwägelchen bis zu vierzig Kronen bezahlt werden, während auch weniger. Es gehört aber nach sachverständiger Meinung ein voller Tag angestrengter und — wie bemerkt — nicht ungefährlicher Arbeit dazu, um einen solchen kleinen Wagen voll zu bekommen. Und dann muß man noch das Glück haben, einen Abnehmer zu finden.

Die Leute auf den Halden wissen aber auch von verschiedenen tragischen Vorfällen zu erzählen. Unterstandlose Menschen suchen sie in kalten Nächten gern auf, so wie anderswo die

Weihnacht der Zukunft!

Von Pierre.

Die Glocken läuten der alten Zeit, Sie läuten dem Hunger, der Not und dem Leid. Einst werden sie heller erklingen, Sie werden, seid ihr zur Freiheit bereit, Das Stürmlied der Zukunft singen!

Die Weihnacht der Armen ist Qual und ist Not, Die Weihnacht der Zukunft heißt Freiheit und Brot!

Wir wollen nicht winseln und klagen, Wir wollen der Fahnen flammendes Rot hinein in das Leben tragen!

Die Bäume der Großen sind bunten und sind reich, Die Bäume der Armen sind kahl und sind bleich, Einst aber sollt ihr sie schmücken, Dann sollen sie alles, was menschengleich, Im Zauber des Sieges entzücken!

Die Weihnacht der Zukunft — sie sei die Tat! Die Weihnacht der Zukunft ist unser Stoat! Ihr Licht brennt in tausend Schmerzen, Als heißes Gelübde der reisenden Saat! In unseren gläubigen Herzen!

Strohshober, um auf der warmen Schlade zu schlafen. Manche von diesen haben das warme Nachtlager mit Verbrennungen büßen müssen, auch Kohlengasvergiftungen sind vorgekommen. Und einmal soll es sich ereignet haben, daß ein solcher unglücklicher Schlafgänger sein Nachtlager so unglücklich gewählt hatte, daß gerade über ihm eine neue Ladung Kohlen glut entleert und unter ihr begraben wurde.

Die Konsequenzen des kapitalistischen Systems

Es wurde schon erwähnt, daß gegenüber dem Jahre 1929 ein Lohnausfall von fast 130 Millionen Kr. im ganzen Braunkohlengebiet zu verzeichnen ist, d. i. um fast ein ganzes Drittel. Wie sich diese Reduzierung des Einkommens an den unmittelbar betroffenen Arbeitern auswirkt, zeigt eine kurze Schilderung seiner wirtschaftlichen Situation. Natürlich hat der Ausfall einer solchen Summe die ganze Wirtschaft in schwerste Misere hineingezogen. Auch Gewerbe und Handel sind durch die Herabdrückung der Lebenshaltung des Arbeiters schwer betroffen und auch diese Wirtschaftszweige vegetieren nur mehr. Wie der Arbeiter selbst die unmittelbaren und lebensnotwendigsten Ansprüche, Nahrung und Kleidung, nur aufs allerdürftigste befriedigen kann, wurde gezeigt. Die es um die übrigen steht, darüber gibt die Lebenshaltungsstatistik der „Union der Bergarbeiter“ die klarste Auskunft. In der Rubrik „Ausgaben für Vergnügungen (Kino, Gasthaus usw.)“ figuriert in vielen Fällen eine große Null. Und dies bestätigt nur den Eindruck, den man von einer Wanderung aus dem Kohlengebiet mitnimmt.

Unter der Herrschaft des Wortes „Feierschichte“ sind viele Tausende in einen sonderbaren Zustand geraten. Zwar ist die Zahl der hundertprozentig Arbeitslosen verhältnismäßig gering, weil es dem Abwehrkampf der Gewerkschaften gelang, die geplanten Massenentlassungen und damit weiteres großes Elend zu verhindern. Aber die Grubenbesitzer droffeln unter Berufung auf den Rückgang der Ausfuhr wie des Inlandmarktes das Einkommen der Arbeiter nach dem kapitalistischen Rezept durch Einsetzung der Feierschichten nach Möglichkeit weiter. So ist eine nach Tausenden zahlende Arbeiterschaft vor Kurzarbeit verdammt, zu einem Zustand zwischen Beschäftigtsein und Arbeitslosigkeit, dessen Ende nicht abzusehen ist.

Felix holt Senf.

Von Erich Kästner.

Es war am Heiligen Abend, im Jahre 1921, gegen 6 Uhr, und Freisers hatten beschert. Der Vater balancierte auf einem Stuhl, dicht am Weihnachtsbaum, und zerdrückte die Stearinschlammchen zwischen seinen angefeuchteten Fingern. Die Mutter hantierte draußen in der Küche, brachte Eßgeschirr und den Kartoffelsalat in die Stube und sagte: „Die Würstchen sind gleich heiß!“ Ihr Mann kletterte vom Stuhl, klatschte fidel in die Hände und rief ihr nach: „Daß du denn auch Senf?“ Sie kam, statt zu antworten, mit dem leeren Senfglas zurück und sagte: „Felix, hol Senf. Die Würstchen sind gleich fertig.“

Felix sah unter der Lampe und drehte an einem kleinen billigen Photoapparat herum. Der Vater verfehlte dem fünfzehnjährigen einen Klaps und knurrte: „Nachher ist auch noch Zeit. Hier hast du Geld. Los, hol Senf! Nimm die Schlüssel mit, dann brauchst du nicht zu klingeln. Soll ich dir Beine machen?“

Felix hielt das Senfglas, als wollte er damit fotografieren, nahm Geld und Schlüssel und stieg auf die Straße. Hinter den Läden standen die Geschäftsinhaber ungeduldig und sandten sich vom Schicksal ungerecht behandelt. Aus den Fenstern aller Stockwerke schimmerten Christbäume... Felix spazierte an hundert Läden vorbei und starrte hinein, ohne etwas zu sehen. Er war in einem Schwelbezustand, der mit Senf und Würstchen nicht die mindesten Berührungspunkte hatte. Er war glücklich, bis ihm, vor lauter Glück, das Senfglas aus der Hand fiel! Die Rolläden

prasselten an den Schaufenstern herunter und Felix merkte, daß er sich seit einer Stunde in der Stube herumtrieb. Die Würstchen waren sicher längst geplatzt! Felix brachte es nicht über sich, nach Hause zu gehen. So ganz ohne Senf... Gerade heute hätte er Ehrfurchen nicht vertragen!

Herr und Frau Freiser aßen die Würstchen mit Kerzer und ohne Senf! Um acht Uhr wurden sie ängstlich. Um Neun liefen sie aus dem Haus und klopfeten bei Felixens Freunden. Am ersten Weihnachtsfeiertag verständigten sie die Polizei. Sie warteten drei Tage lang. Sie warteten drei Jahre vergeblich. Langsam ging ihre Hoffnung ein, schließlich warteten sie nicht mehr und verankerten in Traurigkeit.

Die Heiligen Abende wurden von nun an das Schlimmste im Leben des einsamen Baeres. Da saßen sie schweigend vorm Christbaum, betrachteten den kleinen billigen Photoapparat und ein Bild ihres Sohnes, das ihn als Konfirmanden zeigte, im blauen Anzug, den schwarzen Filzhut auf dem Ohr. Jedes Jahr lagen jene zehn Zigaretten unterm Baum, die er dem Vater damals geschenkt hatte, und die warmen Handschuhe für die Mutter. Jedes Jahr aßen sie Kartoffelsalat mit Würstchen, aber aus Pietät, ohne Senf. Das war ja auch gleichgültig, es konnte ihnen doch niemals wieder schmecken.

Sie saßen nebeneinander und vor ihren weinenden Augen verschwammen die brennenden Kerzen zu glühenden großen Lichtkugeln. Sie saßen nebeneinander, und er sagte, jedes Jahr: „Diesmal sind die Würstchen aber ganz besonders gut.“ Und sie antwortete jedes Mal: „Ich hol dir die

von Felix noch aus der Küche. Wir können jetzt nicht mehr auf ihn warten.“

Doch, um es rasch zu sagen: Felix kam wieder. Es war am Heiligen Abend, im Jahre 1926, kurz nach 6 Uhr... Die Mutter hatte die heißen Würstchen herangebracht, da meinte der Vater: „Hörst du nichts? Ging nicht eben die Tür?“ Sie lauschten und aßen dann weiter. Als jemand ins Zimmer trat, wagten sie nicht, sich umzudrehen. Eine zitternde Stimme sagte: „So, da ist der Senf, Vater!“ Und eine Hand schob sich zwischen den beiden alten Leuten hindurch und stellte wahrhaftig ein gefülltes Senfglas auf den Tisch.

Die Mutter senkte den Kopf, ganz tief und faltete die Hände. Der Vater zog sich am Tisch hoch, drehte sich, lächelnd trotz der Tränen um, hob den Arm, gab dem jungen Mann eine schallende Ohrfeige und sagte: „Das hat ziemlich lange gedauert, du Bengel. Setz dich hin!“

Was nützt der beste Senf, wenn die Würstchen kalt werden? Daß sie kalt wurden, ist erwiesen.

Felix saß zwischen den Eltern und erzählte von seinem Umweg über Amerika, von Formica und fünf langen Jahren, von einem Bankrott und anderen wunderbaren Sachen. Die Eltern hielten ihn bei den Händen und hörten vor Freude nicht zu. Unterm Christbaum lagen Vaters Pappgarren, Mutters Handschuhe und Felixens Photoapparat; und es schien, als hätten die fünf Jahre nur zehn Minuten gedauert.

Schließlich stand die Mutter auf und sagte: „So Felix, jetzt kriegst du deine Würstchen.“ Und damit lief sie in die Küche.

lich so gedacht, daß man durch ein weithin sichtbares Band ein die Arbeiterklasse bis in die Reichen der Sozialdemokratie in ihren Tiefen aufstülzendes Zeichen gab, sie damit aufrührerischen Massentätigkeiten über die noch zögernden sozialdemokratischen Führer hinweg geneigt machen wollte und im Falle des Scheiterns dieses Planes durch Ausgabe der Generalstreiklösung die Dinge zu bewaffnetem Aufstand und zum Ziele der Machtergreifung trieb. Ihre Angriffspläne hat die KPD seit 1932 nicht nur nicht aufgegeben, sondern in verstärkter Weise propagiert und vorbereitet. Das in der Hauptverhandlung vorgetragene Material ist überreich. Der Vorsitzende wies auf die ununterbrochene Ansammlung von Waffen bei den Kommunisten hin und betonte, daß es sich bei dem Reichstagsbrand um ein hochverräterisches Unternehmen der KPD im Sinne des § 81 des St. G. B. gehandelt hat. Lubbe hat bei der Anbrandlegung des Reichstages zusammen mit seinen Mitarbeitern das hochverräterische Ziel der KPD verfolgt, durch Erregung der Massen und Anzettelung des Generalstreiks zum gewalttätigen Umsturz zum Zwecke der Errichtung der Diktatur des Proletariats überzugehen (!).

Hieraus ergibt sich, erklärte der Vorsitzende, die Feststellung, daß sich die Brandstiftungen beim Volksfahrtsamt, Rathaus und Schloss als eine auf einem gemeinsamen Vorsatz beruhende Handlung darstellen. Von der Lubbe war daher nach § 81 Nr. 2, 22, 306, 307, 43 und 23 des St. G. B. zu bestrafen. Die strafrechtlichen Bestimmungen über die aufrührerische Brandstiftung sind nach der Verordnung vom 28. Februar 1933 zum Schutze von Volk und Staat in Verbindung mit den Gesetzen vom 21. und 29. März 1933 dahin abgeändert worden, daß die Todesstrafe vorgeschrieben ist.

Gericht für Rechtsbeugung

Zum Schluß geht der Präsident sodann auf die Frage der Rückwirkung ein, deren Anordnung er im Wege eines Regierungsgesetzes für zulässig erklärt. Die Befugnis zu einer solchen nachträglichen Strafverleumdung, die an sich von dem Grundsatz des § 2 des St. G. B. abweicht, siehe außer Frage, sofern, wie hier, die Strafbarkeit der Handlung zur Zeit der Strafbestimmung gegeben war. Darnach war gegen van der Lubbe die Todesstrafe zu verhängen.

In Goerings Gewalt!

Leipzig, 23. Dezember. Nach Schluß der Verhandlung im Reichstagsbrandprozeß wurden die vier freigesprochenen Angeklagten Torgler, Dimitrow, Popow und Tanev von der Leipziger Polizei in Schutzhaft genommen. Die DZV erfährt, wird der Verteidiger van der Lubbes voraussichtlich sein Gnadengesuch einreichen.

Außerdem wurde der Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte auf Lebenszeit ausgesprochen.

Damit schließt der Präsident die Begründung seines Urteiles.

Dimitrow will sprechen

Als der Senat im Begriffe ist, den Saal zu verlassen, springt Dimitrow auf, um noch eine Erklärung abzugeben. Er kommt aber nicht mehr zum Wort, da die Senatsmitglieder bereits den Saal verlassen haben. Die Angeklagten werden sodann abgeführt.

Mit der heute verkündeten Entscheidung des Reichsgerichtes ist das Todesurteil gegen van der Lubbe rechtskräftig geworden, da es ein Rechtsmittel dagegen nicht gibt. Die Todesstrafe darf allerdings nicht vollstreckt werden, bevor nicht die Gnadeninstanz erledigt ist. Für einen Gnadenakt kommt in vorliegendem Falle nur der Reichspräsident in Frage.

Begnadigung?

Leipzig, 23. Dezember. Gegenüber dem Urteil des Leipziger Reichsgerichtes in Sachen van der Lubbes gibt es keine Berufung. Das Urteil selbst wird dem deutschen Reichspräsidenten von Hindenburg unterbreitet werden. Der Verteidiger van der Lubbes hat sich, wie verlautet, noch vor der Urteilsfällung verpflichtet, er werde im Falle der Aussprechung eines Todesurteils um Gnade für seinen Klienten bitten, über welche der Reichspräsident selbst entscheiden muß, der im allerbesten Falle die über Lubbe verhängte Todesstrafe in eine lebenslängliche Zuchthausstrafe umwandeln könnte. — Im Falle des Gnadengesuches abschlägig beschieden würde, sei es wahrscheinlich, daß die holländische Regierung einschreiten und darauf verweisen werde, daß die Todesstrafe für Brandstiftung in Deutschland zur Zeit des Brandes noch nicht festgesetzt war.

Die angeklagten drei Bulgaren, die, wie bereits gemeldet, in Haft genommen worden sind, werden im Laufe von acht bis vierzehn Tagen über die Grenze geschafft werden. Torgler wurde in Haft genommen, da auf Grund einer Erklärung des Senatspräsidenten, Dr. Büniger gegen ihn bisher ein Verdacht vorliegt.

Uebereinstimmung England-Frankreich

London, 23. Dezember. Zu den gestrigen Unterredungen des britischen Ministers für Auswärtige Angelegenheiten, Sir John Simon, mit den französischen Staatsmännern teilt der Neuterberichterstatter in Paris mit, daß ihr wesentliches Ergebnis die Feststellung war, daß Großbritannien und Frankreich absolut der gleichen Meinung seien, insoweit es sich um die Konwendigkeit handle, den Völkerbund zu erhalten. Der Berichterstatter des Neuter-Büros erfährt, daß Sir John Simon keine Zustimmung zu der französischen Politik in zwei Punkten geäußert habe:

An den Hauptprinzipien des Völkerbundes dürfe nichts geändert werden.

Der Völkerbund ist das Endziel, auf das die gegenwärtigen diplomatischen Verhandlungen hinausgehen müßten.

Bemerkenswert ist, so fährt der Neuterkorrespondent weiter fort, der entscheidende Widerstand gegenüber dem italienischen Gedanken einer durchgreifenden Reform des Völkerbundes. Wichtig ist die Anerkennung der Tatsache, daß durch

direkte Verhandlungen zwischen Frankreich und Deutschland nichts definitiv abgemacht werden könne, da sowohl die Abrüstung als auch die Frage des Saargebietes alle Mitglieder des Völkerbundes zusammen gemeinsam betreffe. Ministerpräsident Chautemps und Außenminister Paul-Boncour legten dem britischen Außenminister eingehend dar, daß es nach ihrer Ansicht zu irgendeiner Aufrüstung nicht kommen dürfe und daß man einer Abrüstung ohne Gewähr von Garantien nicht beitreten könnte.

Chautemps Sieg

Paris, 23. Dezember. Das französische Parlament beendet in der Nacht vom 23. auf den 24. Dezember seine diesjährige Herbsttagung und wird sich sodann auf den 9. Jänner verlagern. Der Senat hat gegen Abend in zweiter Lesung die Finanzvorlagen mit 194 gegen 51 Stimmen angenommen. Die Kammer wird diese Vorlagen heute abends in dritter Lesung behandeln. Nachmittags genehmigte die Kammer die Budgetzwölftel mit 470 gegen 122 Stimmen.

Aus dem Ministerrat

Prag, 23. Dezember. In der Sitzung des Ministerrates vom Freitag, den 22. Dezember nachmittags, die Samstag, den 23. Dezember vormittags fortgesetzt wurde, wurde das Zusatzabkommen zum Handelsvertrag mit der Schweiz, die Zusatzvereinbarung zum tschechoslowakisch-deutschen Wirtschaftsabkommen und die mit Ungarn vereinbarten Maßnahmen über die Einfuhr einiger Warengruppen im Zusammenhang mit der Aktion zur Erhöhung des Winterverkehrs in den Karpaten und über einige weitere Kompensationsgeschäfte überhaupt angenommen. Beschlossen wurde der Beitritt der Tschechoslowakei zum Internationalen Abkommen über einige soziale Schutzmaßnahmen im Schiffsverkehr. Zugestimmt wurde einer Reihe von Verschiebungen in der Organisation des tschechoslowakischen Konsularaufendienstes.

Angenommen wurden folgende Regierungsverordnungen u. a. w.: Ueber die Änderung der Bestimmungen der Gebühren von Gerichtsdepositen bei Gerichtsdepositenämtern, über einige Änderungen der Bestimmungen über Gebühren bei Amtshandlungen in Verwaltungsangelegenheiten, über die Bestimmung der Gewerbe, für welche gewerbliche Fachgenossenschaften in der Slowakei und Karpathenland errichtet werden können, über die Durchführungsvorschriften zum Gesetz über die Errichtung von Steuerverwaltungen in den Ländern Slowakei und Karpathenland, über die Festsetzung der Höhe der Zuschläge vom vereinbarten Preise bei einigen Lieferungen von Textilwaren an öffentliche Organe und Anstalten, über die Durchführungsvorschriften zum Finanzgesetz für das Jahr 1934 und schließlich über die Sparmaßnahmen bei den Personalausgaben.

Als Ergänzung zu den Durchführungsvorschriften zum Finanzgesetz für das Jahr 1934 wurden die Richtlinien über die Sparmaßnahmen sowie auch über die Evidenz der Zahlungen von Budgetkrediten, und zwar für die Zeit der ersten Monate des nächsten Jahres angenommen.

Angenommen wurden die Budgets der Länder Böhmen und Mähren-Schlesien für das Jahr 1934. Vorgenommen wurde die Ernennung der Mitglieder-Experten auf zwei erledigte Stellen in der Landesvertretung des Landes Böhmen.

Zugestimmt wurde der zukünftigen Art und Weise der tschechoslowakischen Beteiligung an der Organisation des französischen Flugverkehrs insoweit er die tschechoslowakischen Flugverbindungen anbetrifft.

An Hand der Berichte aus den Sitzungen der Komitees der politischen und der Wirtschaftsminister sowie besonderer ministerieller Subkommissionen wurden wichtige Wirtschaftsangelegenheiten durchberaten und weitere Details betreffend die Kohlen-, Brot- und Suppenaktion für Arbeitslose angenommen. Angenommen wurde im Prinzip die Regierungsvorberatung über die Regelung der Unterstützungsnormen für Gewerkschaftsorganisationen, über die vorübergehende Peggelung des Staatsbeitrages zur Arbeitslosenunterstützung.

Zur Kenntnis genommen wurde, daß der Assestjahrgang 1932 entsprechend den gesetzlichen Vorschriften in die aktiven Militärränge nicht einberufen werden.

Schließlich wurden die auf der Tagesordnung befindlichen Verwaltungs-, Wirtschafts- und Personalangelegenheiten beraten. Insbesondere wurde der Komplex der Anträge auf Beförderung und Ernennung von Staatsangestellten in allen Zweigen und Gruppen der Staatsverwaltung erledigt.

Loebe enthaftet

Nur wegen schwerer Krankheit

Von Mitgefangenen unseres alten Freundes Paul Loebe, die als Ausländer das Glück hatten, nach ihrer Freilassung aus diesem Deutschland ausgewiesen und abgeschoben zu werden, erhalten wir die Nachricht, daß der langjährige Präsident des Deutschen Reichstages, Mitbegründer des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold, Vorsitzender des Oesterreichisch-Deutschen Volksbundes, im Ausland vielfach bekannt als Teilnehmer Interparlamentarischer Tagungen und von Vortragsreisen, mit Rücksicht auf einen neuen Anfall seines überaus schmerzhaften Gallenleidens aus der Haft entlassen worden ist, die ihn seit fast ein halbes Jahr gefangen gehalten hat. Er war nicht ins Ausland gegangen und vertrat die Meinung auch persönlich, die Partei müsse sich dem Druck fügen. Das hat ihn nicht davon bewahrt, zuerst ins Breslauer Konzentrationslager gesperrt zu werden. Als man sich genötigt sah, wenigstens einem Heines die Macht über politische Gefangene aus ganz Preußen abzunehmen, wurde Loebe nach Danabrid gebracht. Seine Frau appellierte an Hindenburg, dieser wandte sich an Hitler und schließlich wurde Loebe ins Polizeigefängnis Zvandaub überführt. Von da ging ins Polizeipräsidium Berlin, wo sich — nach den uns zuvorderst erhaltenen Berichten ehemaliger Mitgefangener Loebes — 22 Beamte daran erlustigten, diesem republikanischen Führer höhnisch zuzurufen, jetzt habe nicht mehr er, sondern sie hätten nun zu befehlen. Einige Tage war Loebe auch in dem neuerrichteten Gefängnis der Gestapo (Geheimen Staatspolizei) in der ehemaligen Kunstgewerbeschule an der Prinz Albrechtstraße gegenüber dem Landtag. Dort wurde er — vernommen.

Soviel wir wissen, ist zwar an Loebe nicht direkt Hand angelegt worden, aber dieses ganze Leben voll Bitterkeit und Entbehrungen hat gewiß stark dazu beigetragen, daß schwere Krankheit den hoch in den fünfziger Jahren stehenden Mann aufs Lager getrieben hat. Von dem ebenfalls neu eingerichteten Gefängnis in Schönberg, Gothaer Straße, ist nun Loebe entlassen worden. Nicht durch Amnestie, nicht wegen Weibchen, nicht auf Hindenburgs Verwendung — man entläßt ihn nur, damit er nicht noch im Gefängnis ganz zugrundegeht.

Gewerkschaften gegen Ford

Washington, 23. Dezember. Der Vorsitzende der amerikanischen Arbeitsföderation William Green richtete gestern an die Regierung die Aufforderung, ihre gesetzgebende Macht dazu zu benutzen, um die Fordgesellschaft zur Einhaltung des Gesetzes über die Vereinbarung der Kollektivverträge zu veranlassen. Green legte dem General Johnson einen Bericht vor, in welchem die Fordgesellschaft in Edgewater (Staat New Jersey) beschuldigt wird, es abgelehnt zu haben, den Bestimmungen des Automobil-Codes über die Kollektivverträge Rechnung zu tragen. Die Gesellschaft soll es abgelehnt haben, diesbezüglich mit ihren Angestellten zu verhandeln und jene Personen in ihre Dienste aufzunehmen, welche mittels eines Streiks die Respektierung der erwähnten Bestimmungen erzwingen wollten. Green hat in diesem Zusammenhang angedroht, daß die organisierte Arbeiterschaft den Boykott der Ford-Automobilfabriken proklamieren werde, falls ihren Forderungen nicht entsprochen werden wird.

Frankreich nimmt Anleihe auf

Paris, 23. Dezember. (Tsch. P. B.) Der Finanzanschuh der Kammer hat den Entwurf betreffs einer 10-Milliarden-Anleihe angenommen. Er wird heute von der Kammer in Verhandlung gezogen werden. Der Klub der sozialistischen Deputierten beschloß mit 28 gegen vier Stimmen, für die Anleihe zu stimmen. Sieben sozialistische Deputierte, darunter Léon Blum, enthielten sich der Abstimmung.



Zum Urteil im Reichstagsbrandprozeß

Unten rechts: Senatspräsident Dr. Büniger, der Vorsitzende des Gerichtshofes. — Unten links: van der Lubbe, und darüber Torgler. — Oben: Die drei angeklagten Bulgaren, von links nach rechts Dimitrow, Tanev und Popow.

Hossenfelders Sturz

Verhaftete evangelische Jugendführer.

Berlin, 23. Dezember. (Wolff.) Nachdem Bischof Hossenfelder schon vor einigen Tagen sein Amt als geistlicher Vizepräsident des evangelischen Oberkirchenrates und Stellvertreter des Landesbischofs der Altpreußischen Union niedergelegt hatte, ist er, wie verlautet, nunmehr auch von seinem Amt als Bischof von Brandenburg zurückgetreten. Infolge der Neubildung der Parteileitung der Deutschen Christen hat Hossenfelder auch sein Amt als Reichsleiter der Glaubensbewegung niedergelegt.

Die geheime Staatspolizei teilt mit: Zwei Jugendführer des evangelischen Jungmänn-

nerwerkes Frankfurt a. M. wurden vorübergehend in Schutzhaft genommen, da sie sich gegen die ergangenen Anordnungen betreffend die Ueberführung des evangelischen Jungmännerwerkes in die Hitlerjugend vergangen hatten.

Mordanklage gegen O'Duffy

Dublin, 23. Dezember. (Neuter.) Der bekannte Führer der Blauhemden, General O'Duffy, erhielt plötzlich den Befehl, sich am 2. Jänner 1934 vor dem Militärgericht zu stellen, um sich wegen der Anstiftung zum Morde an de Valera zu verantworten. Die Anklage wird auf der Rede begründet, die O'Duffy unlängst während seiner Vortragsreise gehalten hatte.

GEDENKET
bei allen Anlässen
der Arbeiterfürsorge!

Die Ernennungspraxis des Bürgerbluts

und die „demokratischen“ Sorgen der Herrn Stöhr, Hilgenreiner und Dr. Bacher

Man muß aber schon einen guten Magen haben, daß einem nicht das Kochen kommt angeht der politischen Komödie, die einzelne deutschbürgerliche Gruppen mit dem Parteienverbot aufführen. Vor der deutschen Bevölkerung draußen, spielen die Christlichsozialen den wilden Mann und der Bund der Landwirte möchte sich am liebsten um die Verantwortung für die antibalkenkreuzerischen Regierungsmassnahmen drücken. Das Karlsbader Parteiorgan des Bundes der Landwirte fügte z. B. zur Meldung, daß einige Nationalsozialisten unter Polizeiaufsicht gestellt wurden, hinzu:

„So erledigt die deutsche Sozialdemokratie ihre Gegner“

Obwohl der Innenminister, der für diese Massnahme verantwortlich ist, der tschechischen Agrarpartei nahesteht. Herr Stöhr protestiert im Senat gegen die Hausdurchsuchungen bei der Landjugend, obwohl bereits bekannt ist,

daß der Bund der Landwirte die Rebellion seiner Jugendorganisation nur dank der ergriffenen Polizeimassnahmen niedergezwungen hat.

Oder hat etwa das Innenministerium gegen den Willen des Herrn Spina die Protestkundgebungen der Landjugend verboten? Herr Stöhr sprach in diesem Zusammenhang von „Lumpen und Denunzianten“, ohne allerdings den Mut aufzubringen, offen zu sagen, gegen wen er diesen Vorwurf erhebt. Um zunächst über diesen Punkt Klarheit zu schaffen, sei dem Herrn Stöhr gesagt: Solange er nicht den Schimmer eines Beweises dafür erbringen kann, daß von anderer politischer Seite etwas gegen die Landjugend unternommen wurde, dann bleibt nur der Schluß übrig,

daß die „Lumpen und Denunzianten“ im Bund der Landwirte selber sitzen.

Dies sei vorausgeschickt, um aufzuzeigen, wie die politische Legitimation derer beschaffen ist, die für die Massnahmen gegen die Balkenkreuzer zwar nicht einzutreten wagen, aber die Mandate der aufgelösten Parteien in erster Linie für sich beanspruchen.

Zuerst ist Herr Bacher in der „Bohemia“ mit seinen „demokratischen“ Bedenken ausgesprochen, dann haben ihm die Herren Hilgenreiner und Stöhr im Budgetausschuß des Senats wader sekundiert. Herr Hilgenreiner meinte sogar, den Sozialdemokraten nationalsozialistische Mandate zu geben,

„das hiesse, den politischen Feind als Ersatz in die Gemeinde hineinzufügen.“

Wir haben nichts dagegen, daß sich Herr Hilgenreiner auf diese Weise als „politischer Freund“ der Balkenkreuzer vorstellt, müssen aber ihn und die Herren Stöhr und Bacher doch darauf aufmerksam machen, daß sie nicht allzu auffällig auf die Vergeßlichkeit der Bevölkerung spekulieren sollen.

Nach den Wahlen in die Bezirks- und Landesvertretungen haben es die Landbündler, die Christlichsozialen und die Deutschdemokraten nicht verschmäht, sich als Ersatz für den „politischen Feind“ in diese Körperschaften hineinzufügen.

Wir können ja den Herren Bürgerblut- Demokraten über Wunsch den Spiegel vorhalten und mit Beweisen dienen, die ihre heutige Haltung als gewöhnliche politische Deuchelei brandmarken. In die Landesvertretung für Böhmen erhielten:

Die deutschen Soziald. auf 308.819 St. 2 Ern., der Bund d. Landwirte auf 196.511 St. 4 Ern., die Christlichsozialen auf 152.444 St. 2 Ern.

Inzwischen hat unsere Partei bei einer nachträglichen Ernennung noch ein Mandat von den deutschen Christlichsozialen erhalten. In Mähren-Schlesien aber haben die deutschen Christen auf drei gewählte Mandate zwei Ernennungen ergattert.

Noch ärger war es in einzelnen Bezirken. Im Bezirk Friedland, der Domäne des Herrn Windisch, ließ sich der V. d. L. zu drei gewählten Vertretern noch sechs Vertreter ernennen. Im Bezirk Neudorf haben die Grünen und die Schwarzen durch die Wahl je ein Mandat, durch Ernennung noch je zwei weitere Mandate erhalten. Auch die Arbeits- und Wirtschaftsgemeinschaft des Herrn Bacher hat sich nicht geziert, in einzelnen Bezirksvertretungen, so in Gablonz und in Böhm. Leipa durch Ernennung ihren bescheidenen Besitzstand verdoppeln zu lassen. Damals waren die Herren deutschen Bürgerblöcker nicht besorgt, daß durch diese Ernennungen die „soziale Struktur“ zu wenig berücksichtigt würde, weil es ihnen darum ging, auf Kosten des politischen Einflusses der Arbeiter zu profitieren. Nun, da durch neue Ernennungen die Arbeiterklasse einen Teil jenes Einflusses zurückzubekommen soll, welcher ihr durch die balkenkreuzerische Zersplitterungsarbeit verloren gegangen ist, nun auf einmal ist die „soziale Struktur“ ein Heiligtum der Deutschbürgerlichen geworden. Die Herren Stöhr, Hilgenreiner und Bacher beweisen aber durch ihre eigene politische Vergangenheit, daß sich hinter ihren „demokratischen“ Besorgnissen und Mahnungen nichts anderes verbirgt als nackte bürgerliche Klassenpolitik gegen die Arbeiter!

Für oder gegen die Einheitspreisgeschäfte.

Diese Frage ist gegenwärtig nicht nur deswegen aktuell, weil im Parlament ein Gesetz, das weitere Gründung von Einheitspreisgeschäften verhindern soll, beschlossen wurde, sondern weil sie volkswirtschaftlich und sozial betrachtet, von größter Bedeutung ist. Wir geben ohne weiteres zu, daß die Organisation von Einheitsgeschäften der Neugestaltung der Wirtschaft und Produktion dieser Zeit entspricht, daß sie, selbst zeitlich verboten, doch nicht auf immer auszumerzen sein werden. Sie können in einer geordneten Wirtschaft einen gewissen Vorteil bieten, heute werden sie, wie alle bedeutenden Erfindungen auf dem Gebiete der Technik und der Wissenschaft, wie alle Massnahmen, die der menschliche Geist zur Verbesserung, Erleichterung und zur schnelleren Erzeugung von Gütern ausgedacht hat, zu einem Fluche.

Wir wissen sehr gut, daß die Einheitspreisgeschäfte zu 70 Prozent von Konsumenten aus den Kreisen der am schlechtest bezahlten Arbeiterschaft besucht werden, daß diese meist in diesen Geschäften einen Vorteil beim Einkauf erwarten. Demzufolge scheint es um so notwendiger zu sein, auch innerhalb der Arbeiterschaft eine Diskussion über die Einheitspreisgeschäfte und ihre Bedeutung für die Arbeiter zu führen.

Derzeit rebelliert die Kaufmannschaft in Stadt und Land gegen die Errichtung der Einheitsgeschäfte, vielleicht der ganze Mittelstand. Das ist natürlich noch lange kein Beweis für das volkswirtschaftliche Vor- oder Nachteil des neuen Geschäftstyps. Der Kleinbürger war und ist konservativ und wird sich immer gegen alle Neuerungen in der Wirtschaft und Politik richten, aber diesmal scheint sein Konservatismus begründet zu sein, denn wenn er sich gegen die Gründungen dieser Art von Geschäften auflehnt, so kann ihm die Berechtigung zu dieser Stellungnahme von niemand abgesprochen werden, denn sie bedrohen seine, durch die Wirtschaftskrise ohnehin erschütterte Position ungemessen. Stellen ihn vor den Zusammenbruch seiner Existenz. Würde der Kaufmann und Händler bei seinen Einnahmen geschmälert, dann könnte man mit Rücksicht auf die derzeitige Lage der Arbeiterschaft abwägen, ob die Nachteile, welche für die Schicht der Mittelständler durch die Schaffung der Einheitsgeschäfte entstehen, nicht durch Vorteile, die der Konsument durch billigeren Wareneinkauf erzielt, aufgewogen werden. Aber die Frage steht nicht so, sondern der kleine Händler der Kaufmann und tausende Gewerbetreibender werden glatt vor den

Ruin gestellt, laufen Gefahr, in das große Meer der Arbeitslosen eingereicht zu werden. Deshalb muß man den Kampf dieser Schichten gegen die Gründung von Einheitspreisgeschäften verstehen; es ist der Lebenskampf einer Gesellschaft, die ihren wirtschaftlichen und damit auch sozialen Boden zu verlieren glaubt.

Was aber gewinnt der Konsument, in diesem Falle in übergrößer Mehrheit der Arbeiterschaft angehörend, durch die Gründung von Einheitsgeschäften? Er kauft dort billig, wird die Antwort auf diese Frage sein. Untersuchungen aber führen zu einem andern Ergebnis. In den Einheitspreisgeschäften ist der Massenartikel entscheidend. Nun kann auch ein Massenartikel von guter Qualität und gut gearbeitet sein. Die Leiter der Einheitspreisgeschäfte aber wollen nicht durch gute Ware, sondern vor allem durch geringe Preise imponieren, deshalb erzeugen sie meist Waren aus schlechtem Material und mit geringem Aufwand an Arbeitskraft. Kaufen Lager von Waren auf, die aus irgendeinem Konkurs oder aus allen Beständen herrühren, die sonst nicht mehr an Mann zu bringen wären. In der Mehrzahl ist die Lebensdauer der in diesen Geschäften erstandenen Waren sehr beschränkt und dadurch entsprechend teurer als gute Ware. Von dem Standpunkt ausgehend, daß immer nur die beste Ware die billigste ist, kann man also von den Einheitspreisgeschäften nicht immer sagen, daß sie die billigsten Waren vermitteln. Dazu kommt noch, daß sie durch ihre aufdringliche Reklame, vor allem durch niedere Preise auf den Käufer eine Suggestion ausüben und ihn vielfach zu unnützen Käufen bestimmen, die meist eine Geldverhinderung darstellen. Denn darüber herrscht kein Zweifel, daß noch nie soviel überflüssiger Kram und Schund mit soviel Reklame verkauft wurde, wie jetzt durch die Einheitsgeschäfte. Selbst dann, wenn wir in Betracht ziehen, daß in diesen Geschäften sehr viel gute, billige und zweckmäßige Ware feilgebote und gekauft wird, kommen wir bei gründlicher Prüfung dennoch zu dem Urteil, daß die Einheitsgeschäfte, die gegenwärtig bestehen, auch für den Konsumenten kein Vorteil sind.

Reicht noch die Frage offen, inwiefern die Angestellten und Arbeiter der Einheitsgeschäfte, gegenüber den Angestellten der Geschäfte alter Art, profitieren. Einheitsgeschäfte bedeuten Rationalisierung des Waren-

verkaufes und Kundendienstes. Sie bringen eine vorläufige gar nicht abzuschätzende Ersparnis an Angestellten und Arbeitern. Früh um acht Uhr stehen die Konsumenten bereits Schlange vor den Türen der Einheitsgeschäfte, der Angestellte, der zumeist den Reihen der ungelerten weiblichen Arbeitskräfte entnommen wird, muß also schon von der ersten Minute seines Tagwerkes an alle Kräfte in den Dienst des Unternehmens stellen und kann keine Minute ausruhen, weil ihm meist ein bestimmtes Sortiment von Waren zum Verkauf übertragen wird und eine Reihe von Aufsehern wie Sklavenvächter über seine Arbeit wachen. Wann aber hört die Arbeitszeit auf? Aus den Berichten der Arbeitseigenen erfahren wir, daß weibliche Angestellte oft bis abends elf Uhr bei einem Monatslohn von 500—550 Kr. schlafen müssen. Das Einheitsgeschäft braucht keine qualifizierten Arbeitskräfte, man braucht deshalb auch nicht Angst zu haben, daß bei zu großer Ausbeutung die Angestellten ausreizen könnten, denn vor den Türen der Kaufhäuser stehen Tausende, die mit der Aussicht auf den geringsten Verdienst die größten Verpflichtungen übernehmen. Das Schlimme aber bleibt doch die Tatsache, daß durch die Einheitsgeschäfte tausende Angestellte brotlos werden, weil die andern Konsumente bei dem Rückgang des Umsatzes nicht mehr in der Lage sind, Angestellte zu beschäftigen. Die Arbeitslosigkeit wird vergrößert, damit die No- und die Verringerung der Kaufkraft. Es ist, wie wir sehen, auch

bei den Angestellten von Vorteilen durch die Errichtung der Einheitsgeschäfte nicht zu reden. Der Mensch wird zur Maschine, darf keine Sekunde stillstehen, wird in einem der letzten Zweige der Wirtschaft, wo er noch denken konnte, seelenlos und arbeitsunfähig.

So kommen wir nach alledem — ohne daß wir über die Schäden, die den Genossenschaften durch die Einheitsgeschäfte zugefügt werden, etwas erwähnen — zu dem Schlusse, daß zur Zeit, da es dem Kapitalisten überlassen bleibt, aus der menschlichen Arbeitskraft soviel Gewinn als möglich zu ziehen, zu verkaufen, wenn und was er will, die Schaffung von Einheitsgeschäften nur dem Wohle weniger dient, der Masse der Menschen aber nichts bringt als neue Lasten und vermehrtes Elend. Einheitsgeschäfte nur dann, wenn entsprechend der vermehrten Ausnutzung der Arbeitskraft die Arbeitszeit herabgesetzt wird, wenn ein bestimmter Lohnmaximallohn bezahlt werden muß, wenn ein Verbot der Schundware und eine behördliche Ueberprüfung der Preise der durch Einheitsgeschäfte zum Verkauf angebotenen Waren stattfindet. Nur so können die Schäden, die durch die Gründung von Einheitsgeschäften eintreten, zum Teil wieder gutgemacht werden. Im andern Fall wird das Chaos der Wirtschaft ungemessen vergrößert und beschleunigt und die sozialen Wunden der Masse, um des Profites einzelner ungescheuer herabgeröhrt, der Weg in die Anarchie immer wahrscheinlicher.

Tagesneuigkeiten

Erderstütterung in Klado.

Ein Toter, ein Schwerverletzter.

Klado, 23. Dezember. Heute nach zehn Uhr vormittags wurde in Klado eine starke Erderstütterung verspürt, die insbesondere im Westteil der Stadt zu verspüren war. Kurz darnach langte die Meldung ein, daß in der nahegelegenen Grube „Engerlich“, wo die Erstütterung vor sich gegangen war, der 37 Jahre alte Bergmann Josef Louda aus Klado durch Erdmassen, die infolge der Erstütterung herabstürzten, getötet worden sei; schwer verletzt wurde hierbei der 50 Jahre alte Bergmann Vojtěch Šima aus Snidous bei Klado. Louda ist Vater von zwei Kindern, Šima von drei Kindern. Die Erstütterungen in den Kladoer Kohlenstichten entstehen infolge ihrer Lockerung, wobei die oberen und unteren Erdmassen plötzlich in Bewegung geraten und dadurch Erstütterungen verursachen, die an der Erdoberfläche verspürt werden. Trotzdem die in Frage kommenden Kohlenstichten 380 Meter unter der Erdoberfläche liegen, wurde dennoch der heutige Erdstoß in der Stadt verspürt.

Räucherlicher Regen durch Holzgas-Auto

Die Direktion der staatlichen Forste und Güter übernahm am Freitag in der Jodrel Sigmund-Pumpen in Olmütz-Lutin ein Bewässerungsautomobil für den staatlichen Großgrundbesitz in Bítuš bei Nitra. Der Motor des Automobils und seine Wasserpumpe werden mit Holzgas betrieben. Das Automobil, das künstlichen Regen in eine Entfernung bis zu 400 Metern spritzt, ist das billigste Fahrzeug in der Republik, da sein Antrieb für 100 Kilometer oder ein vierstündiges Pumpen bloß 13 Kr. kostet. Die neue Maschine übernahm in Anwesenheit von Fachleuten der Generaldirektion der staatlichen Forste und Güter. Die Maschine fuhr dann auf eigener Achse an ihren Bestimmungsort.

Lebensrettung 1933

Belgrad, 23. Dezember. (Avala.) In der Gemeinde Beliko Grajske trug der aus den Ufern getretene Fluß Morava eine auf Flößen errichtete Mühle mit dem Müller davon. Die Ortschaften erlitten um Mitternacht, worauf ein Militärflugzeug entsandt wurde, welches sich ganz niedrig über den Fluß senkte und dem bedrohten Müller ein Rettungsseil zuwarf. Auf diese Weise wurde der Müller in's Flugzeug gebracht und gerettet.

Regen-Katastrophe in Italien

Rom, 23. Dezember. In der Gemeinde Montalto Uffugo bei Cosenza ist infolge der heftigen Regengüsse eine Villa eingestürzt, wobei vier Personen den Tod fanden. Inmitten von Neapel, auf der Via Belligrini, brach nach den heftigen Regengüssen das Straßengpflaster durch und es entstand ein sechs Meter tiefes Loch. Zu Schaden kam niemand.

Amsterdamer Telephonzentrale in Flammen

Der Chefingenieur tot.

Amsterdam, 23. Dezember. In den gestrigen Abendstunden brach in der Amsterdamer Telephonzentrale ein Brand aus, der in kurzer Zeit eine riesige Ausdehnung annahm. Der große Hauptaal der Zentrale wurde fast völlig zerstört. Der städtische Telephonverkehr wurde vollkommen unterbrochen; auch der Telephonverkehr mit dem übrigen Lande und dem Ausland war stundenlang unterbrochen. Der Brand ist wahrscheinlich auf Kurzschluß zurückzuführen.

Wie verlautet, wurde ein Chefingenieur des Telephonamtes bei einer Explosion, die der Brand zur Folge hatte, getötet.

Die polizeilichen Ermittlungen haben dazu geführt, daß man Brandstiftung für höchstwahrscheinlich hält. Zwei Monteure des städtischen Telephonamtes wurden noch in der Nacht zum Polizeipräsidium gebracht. Der eine wurde in Haft gehalten. Er gehört einem individualistischen Gewerkschaftsverband an. Man muß dabei damit rechnen, daß politische Hintergründe der Brandstiftung eine Rolle gespielt haben.

Zodesurteil in Hamburg

Hamburg, 23. Dezember. Im Prozeß gegen die kommunistische Terrorgruppe, die am 3. Dezember 1930 bei einer Demonstration den Polizei-Hauptwachmeister Nies überfiel und ihn durch einen Stich in den Hals tötete, fällt heute das hantelische Sondergericht das Urteil. Der Hauptangeklagte Sander wurde wegen Mordes zum Tode verurteilt. Wegen schweren Auftrubs erhielten fünf Angeklagte Gefängnisstrafen von zwei und zweieinhalb Jahren.

14 Nationalsozialisten vor dem Brünner Gericht

Vor dem Brünner Kreisgericht in Straßbach hatten sich Freitag 14 Nationalsozialisten aus der Mähr. Tribauer Gegend wegen Verbrechens, bzw. Verletzung der Vorbereitung von Anschlägen gegen die Republik zu verantworten. Die Angeklagten standen fast durchwegs im Alter zwischen 18 und 27 Jahren, einer von ihnen war ein Jugendlicher. Die außerordentlich umfangreiche Anklagebeschriftung legte ihnen zur Last, sich Waffen angeschafft zu haben und die Mitglieder ihrer Organisation im Waffengebrauch unterwiesen zu haben. Bei Hausdurchsuchungen konnten auch einige Waffen sichergestellt werden. Franz Döhl verwickelte sich bei der Einnahme vor der Gendarmerie und bei Gericht in Widersprüche und stritt bei der zweiten Einnahme das ab, was er bei der ersten zugegeben hatte. Bei der Verhandlung erklärten sich sämtliche Angeklagten für unschuldig und gaben ferner an, von staatsfeindlichen Zielen der Partei nichts gewußt zu haben. Nach mehr als sechsstündiger Verhandlung verkündete der Vorsitzende das Urteil, auf Grund dessen die Angeklagten von der Anklage nach § 2 des Schulgesetzes freigesprochen wurden und sich nur des Vergehens der Störung des allgemeinen Friedens sowie der Ueberragung des Waffenpatents drei weitere Angeklagte der Ueberragung des Waffenpatents schuldig gefunden wurden. Döhl erhielt fünf Monate strengen Arrest und eine Geldstrafe von 200 Kr., die anderen drei je eine Woche Arrest unbedingt. Der Staatsanwalt meldete Berufung und Nichtigkeitsbeschwerde an.

Das warme Weihnachtswetter. In den böhmischen Ländern dauert in den Niederungen das leichte Tauwetter mit einer Maximaltemperatur von plus 3 Grad an; in den Randgebieten Böhmens und in Schlesien ist neuerlich Neuschnee in mäßiger Menge gefallen. Aber das Karpathengebiet hat zum Teil noch strengeren Frost als bisher, namentlich Karpathenrußland. Die Minima der letzten Nacht betragen in Prag plus 2 Grad Celsius, in Brünn und Preßburg plus 1 Grad, in Troppau minus 3 Grad, in Elsd minus 16 Grad, in Humenné minus 26 Grad und in Chrst minus 30 Grad Celsius. Das Frostgebiet dürfte nunmehr südwärts zurückweichen; auch im Osten des Saates ist eine langsam fortschreitende Besserung zu erwarten. In den böhmischen Ländern wird das leichte Tauwetter in den Niederungen voraussichtlich anhalten; nur während der Nachstunden dürfte später die Temperatur, falls Windstille eintritt, strichweise etwas unter Null sinken. — Die Temperatur in Prag Samstag morgen: plus 2,3 Grad Celsius, das Minimum der letzten Nacht plus 1,8 Grad Celsius. — Wahrscheinliches Wetter Sonntag: Im Westen des Staates: Bemischtrübe, strichweise Niederschlag, in den Niederungen untertags leichtes Tauwetter, nach 8 Temperaturen nahe Null, Nordwestwind.

An meine Mutter Marie — aus Prag!

Ein deutscher Emigrant schrieb seiner Mutter dieses schöne Gedicht:

Auf allen Bräuden steht Dein Bild,
 Aus allen Rischen leuchtest Du,
 Mutter Marie!

Und deckt der Schnee die tausend Kuppeln zu,
 Liegt auf den Hügeln weihnachtlich die
 Harmonie,
 Klirrt gläsern Eis der Moldau unter klarem
 Wind,
 Und träumt die Orgel unter des St. Vitus
 Dom

Die Weiße von der Mutter und dem Kind,
 Die zwei und doch ein Leib und eine Liebe sind,
 Dann grüße ich in Prag, in der darob ver-
 spielten, weidverwehten und doch vom
 Pradschin väterlich beschirmten Stadt,
 Ein Irrender, ein Wanderer, der in sich
 müdes Sehnen,
 Und trotzdem Frieden der B e r e i h u n g hat.
 Wenn auch die Wirklichkeit sich von uns wendet,
 Hat dies Verheizen einen weiten Raum,
 Wir danken jedem, der es uns in Güte spendet,
 Und wäre es auch nur mit seinen breiten Ästen
 ein verästeltes Baum.

Verheißung ist, was steht und troht, ob Baum,
 ob Mauerwerk, ob ein Gedankenbau,
 Verheißung ist, was seinen Himmel sucht trotz
 fettem Raß und schalem Alltagsgrau.
 Verheißung ist auch unser eignes Sein, wenn
 es uns Weg von Weihnacht bis zur
 Dornenkrone ist,
 Vom Kinderglück bis zu den Tagen ohne
 Gnadenfrist.

Doch soll uns die Verheißung Bräuden schlagen,
 Wird keine andre Kraft in kalter Blut die
 Pfeiler tragen

Als eine Liebe, die uns blind und stets vertraut.
 Die Mutterliebe ist es, nicht der Gottgeit
 Gnade, die so baut

Mit jenem großen Ja, das fest die Pfeiler fügt
 trotz aller Feinde „Nein!“ und „Nie!“

Darum ist mir ein Gleichnis dieser Kraft auf
 allen Bräuden unserer Stadt

Dem Bild, das auch in allen Rischen meiner
 Sehnsucht seine Stätte hat,
 Dein Bild als Daise gegen jede Feindschaft
 „Nein!“ und „Nie!“
 Dein Bild in Prag, Mutter Marie!

Geschenken ist für die Freunde des Präsoenten Roosevelt ein Beweis für dessen Popularität in allen Bevölkerungsschichten.

Warum abstinent? Im „Deutschen Alkoholgegner“, Berlin, veröffentlicht Dr. Arthur Heidrich einen Aufsatz „Rasspflege und Alkoholfrage“, in dem es heißt:

... Unter dem benebelnden Einfluß des Alkoholenusses werden die gesunden, instruktiven und verstandesmäßigen, rassebiologisch sehr wertvollen Hemmungen ausgeschaltet, die sonst den nüchternen Menschen von Rassebewußtheit und Verantwortungsgesühl vor dem Rasseverrat, der in der Vermischung mit niederer Art liegt, zurückhalten lassen. Nicht selten werden gerade von Akademikern, keineswegs im völligen Raus, sondern vielfach in bloß gehobener Stimmung, in einer ihnen selber kaum bewußten leichten Angeheitlichkeit Bindungen an Määdchen eingegangen, die sie sich bei klarer Ueberlegung nicht als Lebensgefährten aussuchen würden.

Für Frauen gilt umgekehrt das gleiche. Wieviele Mäde hatte Frau Magda gekippt, als sie sich Herrn Dr. Josef Goebbels zum Lebensgefährten erklor?

Wenn gegen Obit. Frankreich einigte sich nunmehr mit den Vereinigten Staaten von Amerika in Sachen der Einfuhrkontingente für Wein und Obit. Frankreich hat sich diesbezüglich verpflichtet, von Amerika 200.000 Hektarzentner Äpfel und Birnen bis zum Monate März 1934 abzunehmen. Bis zu dieser Zeit verdoppeln dann hierseits die Vereinigten Staaten von Amerika das Einfuhrkontingent französischen Weines nach Amerika.

Vom Rundfunk

Empfehlenswertes aus den Programmen.

Montag:

Prag: 6.45 Gymnastik. 9.15 Tschechische Arbeiter-sendung. 12.15 Mittagskonzert. 17.30 Zeitzlo: Auf den Spuren der mittelalterlichen Polartravagdie. 18.00 Deutsche Sendung: Christkindspiel. 19.30 Uebertragung aus dem Nationaltheater: „Der Freischütz“ von Weber. — Brunn: 18.00 Deutsche Sendung: Weihnachtsstunde für die Jugend. — Preeburg: 11.00 Orchesterkonzert. — Wien: 10.10 Chorvorträge. 13.20 Orchesterkonzert. 15.30 Blas-musik. 17.30 Sonnermusik. 19.00 Elisabeth Schu-bmann singt. 20.00 Operetten von Johann Strauß. — Heilsberg: Aus heiteren Opern. — Berlin: 21.20 Juniorschester.

Dienstag:

Prag: 9.15 Klavierkonzert. 10.00 Russische Pie-der. 18.00 Deutsche Sendung: Melodramatische Allegorie von Kienzl. 20.05 Sinfoniekonzert. — Brunn: 9.15 Brand: Sonate für Violine und Klavier. 18.00 Deutsche Sendung: Jugend-stunde. — Preeburg: 16.00 Weihnachtskonzert. — Wien: 10.30 Pöbelnde Weisheit. 12.00 Unterhal-tungskonzert. 11.35 „Don Pasquale“. Oper von Tomzetti. 17.15 Aus Balletten. 19.00 Franz Lehar 20.10 Winterlegende. — Heilsberg: 21.20 Märchen-musik. — Berlin: 21.20 Juniorschester. — München: 21.00 Wiederstunde.

Mittwoch:

Prag 12.10: Schallplatten, 15.30: Schallplatten, 16.50: Rundertheater, 18.30: Deutsche Sen-dung: Arbeiterfunk, Bericht vom Arbeits-markt, 19.10: Französischer Sprachkurs, 19.25: Konzert des Mandolinorchesters, 20.05: Sazophon-konzert, 20.45: Händel: Verchenquartett, 21.10: Or-chesterkonzert. — Brunn: 18.15: Arbeiterse-n-dung: Sozialer Jugendschub, 18.25: Deutsche Sendung: Arbeiterfunk: Erwin Sinsab: Abstel-lung Arbeitsloser als Mittel zur Krisenbekämpfung. — Preeburg 20.05: Abendkonzert. — Wien 13: Be-rühmte Künstler, Schallplatten, 15.55: Konzertstunde, 16.35: Jugendstunde, 20.35: Orchesterkonzert.

Volkswirtschaft und Sozialpolitik

Öffentliche Arbeitsvermittlung tut not!

Aus Genf wird dem Tsch. P.-B. geschrie-ben: Das Internationale Arbeitsamt prüfte vom internationalen Gesichtspunkte das Problem der Organisation der Unterbringung von Arbeitern. Es handelt sich mit Rücksicht auf den gegenwärtigen Kampf gegen die Arbeitslosigkeit um ein Problem von außerordentlicher Wichtigkeit. Es wird eine methodische Organisation der Unter-bringung von Arbeitern für notwendig gehalten, wenn man den zahlreichen Fällen vorbeugen will, daß Stellen unbefest bleiben, während Personen, die fähig sind, die angebotene Arbeit zu versehen, überhaupt von dem Arbeitsangebot nichts wissen. Eine Organisation der Arbeiterunterbringung ist für den guten Gang der Verflechtungs- und Unterstützungsinstitutionen für unfreiwillige Ar-beitlose unerlässlich. Ebenso notwendig ist diese Organisation, um die Programme der öffentlichen Arbeiten, welche zur Vinderung der Folgen der Krise der privaten Unternehmungen beitragen sollen, verwirklichen zu können.

Es sind aber auch noch andere Gründe vor-handen für die Verwirklichung einer Organisation für Arbeiterunterbringung. Der ständige Auf-schwung der maschinellen Erzeugung und die raschen Veränderungen der Arbeits- und Produ-tionsmethoden haben des öfteren Änderungen in der Verteilung der Arbeitskraft unter die ein-zelnen Industriezweige und die verschiedenen Ge-biete zur Folge. Die Arbeiter sind mehr denn je gezwungen, ihre Beschäftigung zu ändern. Die Vereinigten Staaten von Amerika liefern nach dieser Richtung hin ein klassisches Beispiel. Ur-sprünglich standen in landwirtschaftlichen und

Forstbetrieben 50 Prozent der Arbeiter (im Jahre 1880) in Beschäftigung, während im Jahre 1920 die Zahl der Angestellten in der Landwirtschaft und in der Forstbewirtschaftung auf 27 Prozent sank. Seit Beginn der Wirtschaftskrise ist jedoch ein starkes Rückströmen zur Land- und Forstwirtschaft zu verzeichnen. Demgegenüber betrug die Zahl der in der Automobilindustrie beschäftigten Arbeiter in den Vereinigten Staaten im Jahre 1914 124.002 Mann, während diese Zahl im Jahre 1929 bereits auf 447.403 Mann anstieg. Einer Statistik aus zahlreichen Staaten zufolge konstatierte das Internationale Arbeitsamt, daß bloß eine geringe Anzahl von Arbeitern, die ge-zwungen waren, ihre ursprüngliche Beschäftigung zu verlassen, im selben Arbeitszweig, den sie ver-lassen mußten, wiederum Arbeit fand. Es wäre daher angebracht, daß eine internationale Organi-sation für die rationelle Arbeitsunterbringung für die richtige Verteilung der Arbeitskraft Sorge tragen würde. Die Unterbringung von Arbeitern war bis zu einem bestimmten Zeitpunkt privaten Vermittlungsstellen überlassen, die aus dieser ihrer Tätigkeit ein Erwerbsumernehmen schufen. Seit dem Jahre 1919 vertritt die Internatio-nale Arbeitskonferenz derartige Erwerbsum-nehmungen, und die heutige Arbeitskonferenz hat nun einen Abkommensentwurf angenommen, demzufolge alle auf den Erwerb abzielenden Arbeitsvermittlungsbüros aufgehoben werden sollen. Diese auf den Erwerb abzielenden Plazie-rungsbüros gehen übrigens selbst ein und sie wur-

VERLANGET UEBERALL



den durch Fachvereinigungen der Arbeitgeber und der Arbeitnehmer ersetzt. Nunmehr wird die Organisation für die Unterbringung der Ange-stellten zum öffentlichen Dienst. Das Internati-onale Arbeitsamt hat es sich zur Aufgabe gemacht, daß dieser Dienst auf das Sorgfältigste ausgebaut werde, und zwar auf der Grundlage der bereits gesammelten Erfahrungen.

Blutige Weihnacht vor 15 Jahren

Von Hans Rheinländer, Berlin

Im November 1918 war von irgend einer reaktionären Bewegung in Deutschland nichts zu verspüren. Vereinzelt Krakeeler wurden nicht ernst genommen. Die Volksbeauftragten waren dabei, die neugewonnene Freiheit unerschütterlich zu machen. Die junge Republik wäre demals Grundmauern ihrer Freiheit und unbedingten Rechtsgleichheit errichten können, die für Jahr-hunderte unerschütterlich gewesen wären. Die russischen Sendboten, die unter das Proletariat geschickt worden waren, um die „Weltrevolu-tion“ anzukurbeln, ließen die junge Republik aber nicht zur ungestörten Arbeit kommen. Sie begannen mit der Tätigkeit, die später die Nationalsozialisten fortsetzten. Sie beschimpften, verdächtigten und verleumdeten die Vertrauensmänner des Proletariats an der Spitze der Republik, dabei behandelten sie die drei Sozialdemokraten. Sie wollten aus Deutsch-land eine russische Sowjetfiliale machen. Sie lehnten eine demokratische Republik ab, wollten nichts wissen von gleichem Wahlrecht, feierten dagegen Lenin genau so, wie später die Natio-nalsozialisten Hitler. Hitler hat später nur nachgemacht, was ihm Lenin und Stalin gezeigt haben: Zehntausende wurden in Gefängnisse und Konzentra-tionslager oder nach Sibirien geschickt. Viele wurden des Landes verwiesen, ebenso vielen nahm man das letzte Brot fort; man findet so-gar, daß Hitler den Kommunisten die Geiselnahme nachgemacht hat. Im übrigen bestand ein gewisser Unterschied nur darin, daß Hitler Köpfe rollen läßt, während man in Rußland die Todesopfer an die Wand stellt und erschießt.

Mehr noch haben die Kommunisten den Nationalsozialisten vorgemacht, indem sie 1918 auch den sozialdemokratischen Ar-beitern die Zeitungen raubten. Die „Spartakisten“, wie die Kommunisten sich da-mals in Deutschland genannt haben, besetzten das ganze Berliner Zeitungsviertel, in dem außer dem Berliner „Volksanzeiger“, dem „Ber-liner Tageblatt“ und der „Vossischen Zeitung“ auch der „Vorwärts“ sich befand. Infolge blutiger Kämpfe wurden die Bahnbrecher Hitlers kommunistischer Koulour aus dem erstürmten Quartier verdrängt, den „Vorwärts“ aber, den sie wie eine moderne Festung ausgebaut hatten, wollten sie unter keinen Umständen wieder frei geben. Alles haben sie Hitler vorgemacht: das „Berliner Tageblatt“ konnte schließlich weiter erscheinen, der „Vorwärts“ wurde damals wie heute geraubt.

Eine Minderheit waren die Spartakisten gegenüber der ungeheuren Mehrheit, die den Volkswillismus ablehnte. Beide Lager standen wie 1 : 10, die Minderheit aber war ausgerüstet mit modernen Nordwaffen, die Mehrheit war waffenlos, so daß zu ihr stehende Soldaten in Anspruch genommen werden mußten.

Am Tage vor Weihnachten, also am 24. De-zember 1918, stieß in Berlin das Blut in Strö-men. Die Stimmung der SPD und der Kom-munisten war gereizter geworden, weil die Kom-munisten immer dreister wurden und kaum einen Tag vergeblich ließen, an dem sie nicht zu vielen Tausenden, bis an die Zähne bewaffnet, mit Maschinengewehren und Minenwerfern aus-gerüstet, vor die Reichskanzlei gezogen wären, in der die Volksbeauftragten nahezu gänzlich ohne Schutz ihre Tätigkeit ausübten. Da, an einem unglückseligen Tage, kurz vor Weihnachten, stürmten die kommunistischen Vanden die Stadt-kommandantur, in der Wels seines Arztes waltete. Wels wurde gefangen genommen und in

den ehemaligen kaiserlichen Marzfall verschleppt. Hier hauste die sogenannte Volksmarine-division, die den Gefangenen in den Keller sperrte und immer wieder mit dem Tode durch Erschießen bedrohte. Da die fanatisierten Matrosen — ähuliches erlebt man jetzt in den Kon-zentrationslagern seitens der SA-Leute — immer toller wurden, blieb nichts anderes übrig, als den General Lequis zu ersuchen, mit den ihm verbliebenen Mannschaften die Be-freiung des gefangenen Komman-danten Wels zu erzwingen. Da die Herausgabe des Gefangenen abgelehnt wurde, begann die gegenseitige Beschickung. Die kommunistischen Matrosen erwiesen sich als ausgezeichnet bewaffnet, wurden glänzend geführt und kämpf-ten rücksichtslos.

Geschäftfeuer zerstörte einen Teil der Mar-zfallfassade. Erneute Verhandlungen führten end-lich zum Abbruch des Kampfes und zur Freigabe von Wels. Die Verluste waren auf beiden Seiten groß. Siebzig Tote oder mehr lagen am Weihnachtsabend auf den Ber-liner Straßen.

Dieser Vortag der Weihnachtsfeier von 1918 sollte der Arbeiterschaft der ganzen Welt eine Mahnung sein. Ohne die damaligen Kämpfe der Kommunisten gegen alles, was Demokratie oder Sozial-demokratie hieß, wäre Hitler nie-mals zur Macht gelangt.

Und heute, 15 Jahre später? Der bisherige deutsche kommunistische Abgeordnete im deutschen Reichstag Fritz Hedert, ein engerer Freund Torg-lers, hat vor kurzem illegal eine Broschüre her-ausgegeben, in der er u. a. folgende Sprüche von sich gibt:

„Die Ereignisse in Deutschland zeigen, was die kapitalistische Welt im Falle eines Krieges gegen Rußland darstellt, welche Haltung die So-zialdemokratie einnehmen wird, die jetzt in Deutschland offen auf die Seite der Faschisten übergegangen ist...“

... die sozialistischen Führer leden Hitler die Stiefel, während die Kommunisten das Banner gegen den blutigen Faschismus entfalteten.“

„Die SPD ist vernichtet worden... als sie vor dem Faschismus kapituliert, als sie sich damit einverstanden erklärte, in seine Dienste überzugehen.“

„Die SPD liefert bereits Beweise für die Vereinfachung, an allen blutigen Verbre-chen des Faschismus gegen die Ar-beiterklasse teilzunehmen.“

Die SPD hat einen Bundesgenossen gefun-den, es ist kein anderer als Torgler. Er als poli-tische Null innerhalb der Arbeiterbewegung hat nichts zu verlieren, er heftet sich wie Schmutz an die Stiefel des Faschismus... wie ein diebischer Marodeur ist er dort zu finden, wo Arbeiterblut vergossen wird.“ Spaltenlang könnte man solche Bitate aneinanderhängen.

Es bleibt der sozialistischen und demokrati-schen Arbeiterschaft der Welt nichts anderes übrig, als immer wieder auf den Wahnsinn der kom-munistischen Führer hinzuweisen und Tat-sachen sprechen zu lassen. Wenn gewissenlose Vurschen wie dieser Hedert, von den Natio-nalsozialisten und sonstigen Reaktionen für ihre Arbeit gegen die Sozialdemokratie bezahlt würden, sie könnten sich nicht eifriger im Dienste der Reaktion betätigen, als sie es immer wieder vom neuen tun.

Die Klassenbewußte Arbeiterschaft möge sich die blutige Weihnacht von 1918 und ihre Fol-gen merken und ihren Eifer im Kampfe für die Befreiung der Arbeiterklasse verdoppeln.

„Frieden“ und Krieg.

Nazi-Phrasen und Nazi-Pläne.

„Wenn ich Euch nur sage, daß viele der Staaten, die heute im Völkerbund das große Wort führen, ehemalige Verbrecherkolonien sind, dann wißt Ihr, ja, mit welchen feinen Herrschaften man es in Genf zu tun hat.“

Gaulleiter Dr. Goebbels, 1929.

„Das nationalsozialistische Deutschland ist der beste Garant des Weltfriedens.“

Reichsminister Dr. Goebbels, 1933.

Niemand denkt an den Krieg . . .

„Wer ist denn bedroht? Deutschland. Nur im Ausland spricht man vom Krieg. In Deutschland denkt niemand an kriegerische Bewandlung.“

Reichsminister v. Neurath, 1933.

„Aus dem Pazifismus ist eine unkämpferische Lebensanschauung erwachsen. . . Der Geist von Langemarck und der Geist der nationalen Revolution ist ein und dasselbe.“

Bischof v. Pape, 1933.

Der sehnlichste Wunsch . . .

„Wir haben keinen sehnlicheren Wunsch, als dazu beizutragen, daß die Bünde des Krieges und des Versailler Vertrages endgültig gelöst werden. Deutschland will keinen anderen Weg dabei gehen als den, der durch die Verträge selbst als berechtigt anerkannt ist. Die deutsche Regierung wünscht sich über alle schwierigen Fragen mit den anderen Nationen friedlich auseinanderzusetzen.“

Reichsminister v. Neurath, 1933.

„Darüber muß man sich doch wohl klar sein, daß die Wiedergewinnung der verlorenen Gebiete nicht durch feierliche Ausrufung des lieben Herrgotts erfolgt oder durch stromme Hoffnungen auf einen Völkerbund, sondern nur durch Waffengewalt. . . daß man verlorene Gebiete nicht durch die Jungferntierigkeit geschliffener parlamentarischer Wörter zurückgewinnt, sondern durch ein geschliffenes Schwert zu erobern hat, also durch einen blutigen Kampf.“

Hitler: „Mein Kampf“.

Nur Grenzschutz . . .

„Deutschland verlangt Sicherheit und Gleichberechtigung. Es wünscht nichts anderes, als seine Unabhängigkeit zu bewahren und seine Grenzen schützen zu können.“

Reichsminister v. Neurath, 1933.

„Wir fordern den Zusammenschluß aller Deutschen zu einem Groß-Deutschland.“

§ 1 des Programms der NSDAP.

Rein Großdeutschland . . .

„In einigen Teilen des Auslandes hat sich die gegen Deutschland gerichtete Propaganda neuerdings der unwahren Behauptung bemächtigt, die NSDAP erstrebe die Einverleibung von Teilen der Schweiz, Hollands, Belgiens, Dänemarks usw. So unsinnig diese Unterstellung ist, so findet sie doch hier und da Glauben. Die Reichsleitung legt daher Wert auf die Feststellung, daß kein ernsthafter Mensch in Deutschland daran denkt, die Unabhängigkeit anderer Staaten auch nur anzutasten.“

Rudolf Hess, stellv. Führer der NSDAP, 1933.

„Ausrichtung eines geschlossenen Nationalstaates, der alle deutschen Stämme umfaßt. Alle, die deutschen Väter sind, ob sie heute unter dänischer, polnischer, tschechischer, italienischer oder französischer Oberhoheit leben, sollen in einem Deutschen Reich vereinigt sein. . . Wir verzichten auf keinen Deutschen in Süd- oder Ostdeutschland, in Estland, Lettland, Litauen, in der Völkerbundkolonie Ostpreußen und in den Nachfolgestaaten des alten Ostpreußen.“

Heber: „Das Programm der NSDAP“, S. 42.

Gegen die Vernichtung . . .

„Statt den Gedanken der Vernichtung zu predigen, müßte man überlegen, wie eine Neuordnung internationaler politischer und wirtschaftlicher Beziehungen vorgenommen werden könnte, die den Existenznotwendigkeiten der einzelnen Völker in höchstmöglichem Umfang gerecht würden.“

Reichsminister v. Neurath, 1933.

„Zwischen unserer wählenden und unserem kommenden Glück steht der Krieg. . . Es muß ein unerschütterlicher Glaube an den hohen ethischen Wert und den tiefen Sinn des Krieges geschaffen werden.“

Prof. Bunsche: „Wehrwissenschaft“, 1933.

In Frieden und Freundschaft . . .

„Wenn ich in diesem Augenblick bewußt als deutscher Nationalsozialist spreche, so möchte ich namens der nationalen Regierung und der gesamten nationalen Erhebung betonen, daß gerade uns in diesem jungen Deutschland das tiefste Verständnis befähigt für die gleichen Gefühle und Gefinnungen sowie für die begründeten Lebensansprüche der anderen Völker. . . Indem wir in grenzenloser Liebe und Treue an unserem eigenen Volksstum hängen, respektieren wir die nationalen Rechte auch der anderen Völker aus dieser selben Gefinnung heraus und möchten aus tiefstem Herzen mit ihnen in Frieden und Freundschaft leben.“

Reichsminister v. Neurath, 1933.

„Die Voraussetzung zur Aneinanderrettung von Völkerrecht und Gerechtigkeit liegt niemals in einer gegenseitigen Hochachtung oder gar Zuneigung begründet. . . Wer also Bündnisse mit fremden Nationen aufbauen zu können glaubt auf einer probenatischen Gefinnung der dort lebenden Staatsmänner, ist entweder ein Esel oder ein unwahrer Mensch.“

Hitler: „Mein Kampf“.

In aller Ruhe . . .

„Ist es fair, mit der Behauptung zu operieren, daß es der neuen deutschen Regierung nur darauf ankomme, Deutschland in einer ersten Ruheperiode stark genug zu machen, um dann zu offener Gewaltpolitik übergehen zu können?“

Reichsminister v. Neurath, 1933.

„Das Wichtigste ist zunächst die Tatsache, daß eine Annäherung an England und Italien in keiner Weise eine Kriegsgefahr an sich heraufbeschwört. . . Damit aber würde der Bund Deutschland die Möglichkeit geben, in aller Ruhe diejenigen Vorbereitungen zu treffen, die im Rahmen einer solchen Koalition für eine Abrechnung mit Frankreich so oder so getroffen werden müssen.“

Hitler: „Mein Kampf“.

Gegebene Tatsachen . . .

„Wir sehen die europäischen Nationen um uns als gegebene Tatsachen. Franzosen, Polen usw. sind unsere Nachbarn, und wir wissen, daß kein geschichtlich denkbare Vorgang diese Wirklichkeit ändern könnte.“

Es ist der tiefste Wunsch der nationalen Regierung des Deutschen Reiches, eine solche untrübbliche Entwicklung durch ihre aufrichtige und tätige Mitarbeit zu verhindern.“

Reichsminister v. Neurath, 1933.

„Erst wenn dies in Deutschland begriffen sein wird, so daß man den Lebenswillen des Volkes nicht mehr in bloßer passiver Abwehr verkümmern läßt, sondern zu einer endgültigen aktiven Auseinandersetzung mit Frankreich zusammenfaßt und in einen letzten Entscheidungsgang mit dem deutschen Volk einmündigt, erst dann wird man imstande sein, das ewige und an sich unfruchtbare Ringen zwischen uns und Frankreich zum Abschluß zu bringen; allerdings unter der Voraussetzung, daß Deutschland in der Vernichtung Frankreichs wirklich nur ein Mittel sieht, um danach unserem Volke endlich an anderer Stelle die mögliche Ausdehnung geben zu können.“

Hitler: „Mein Kampf“.

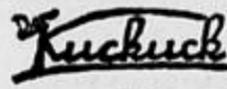
Wir wollen wieder Waffen!

„Deutschland wäre auch ohne weiteres bereit, seine gesamte militärische Einrichtung überhaupt aufzulösen und den kleinen Rest der ihm verbliebenen Waffen zu zerstören, wenn die anliegenden Nationen reißlos das gleiche tun würden. . . Ferner wird die deutsche Regierung kein Waffenverbot als zu einseitig ablehnen, wenn es in gleicher Weise auch auf die anderen Staaten Anwendung findet. . . Deutschland ist jederzeit bereit, auf Angriffswaffen zu verzichten, wenn die übrige Welt ein Gleiches tut. Deutschland ist bereit, jedem feierlichen Nichtangriffspakt beizutreten, denn Deutschland denkt nicht an einen Angriff, sondern es denkt nur an seine Sicherheit.“

Reichsminister v. Neurath, 1933.

„Was konnte man aus dem Friedensvertrag von Versailles machen? Wie konnte dieses Instrument einer maßlosen Entwertung und schmachvollsten Erniedrigung in den Händen einer wollenden Regierung zum Mittel werden, die nationalen Leidenschaften bis zur Siedehitze aufzupeitschen! Wie konnte bei einer genialen propagandistischen Verwertung dieser laßtischen Grausamkeiten die Gleichgültigkeit eines Volkes zur Empörung und die Empörung zur heiligsten Wut gesteigert werden! Wie konnte man jeden einzelnen dieser Punkte dem Gehirn und der Empfindung dieses Volkes so lange einbrennen, bis endlich in sechzig Millionen Köpfen, bei Männern und Weibern, die gemeinsam empfundene Scham und der gemeinsame Feuertempel flammenmeer geworden wäre, aus dessen Gut dann staßhaft ein Wille emporsteigt und ein Schrei sich herauspreßt: Wir wollen wieder Waffen!“

Hitler: „Mein Kampf“.



Die größte illustrierte Wochenschrift erscheint jeden Sonntag überall erhältlich

Verfleihtes Wien.

Winterlicher Dunst, kalt und schwer, verschleiert die Stadt. Auf den beschneiten Bergen des Wiener Waldes liegt der Sonnenglanz eines blauen Tages. Aber die Stadt, den Bergen zu Füßen, versinkt im Grau, aus dem nur die Wahrzeichen ragen, der Stephansdom und fern, als scheinbare Kuppel über dem Dunst schwebend, das Riesenrad im Prater.

Zwischen erstarrten Ufern schleppt die Donau träge Eisköcher nach Ungarn — an Wien vorbei, denn die „Donauströmung“ liegt ja genau genommen gar nicht an der Donau, sondern am Donaukanal. Im ehemaligen Strombett von der alten Römerstadt fahren die Autos und dem jetzigen Donauufer ist die Stadt erst später wieder entgegen gewachsen.

Am Ring stehen die Bäume im Raufreif. Er verwandelt die Anlagen in weiße Kristallgärten; dahinter erheben sich die Architekturen nebelgrau mit weißen Dächern.

Der Schnee giryt unter den Schuhen. Der Frost sticht spitz bis auf die Knochen. Nase und Ohren wickelt er mit eisigen Fingern. Tränendrüsen regnet man in ein Café. Da liegen die Zeitungen, durch Notverordnungen der Regierung gezähmt, vom politischen „Weihnachtsfrieden“ künstlich befeuchtet.

Als sich dann die strenge Fessel der Kälte ein wenig lockert, fällt Schnee über die Stadt. Im Flodenwirbel wird die Stimmung mit einemmal vorweihnachtlich. Die Schaufenster strahlen. Lichtreflexen glücken rot und blau durch Flodenschleier. Der Stephansdom sieht hoch, schattenhaft in der rötlichen Nacht, ein spitzes Gebirge mit Schneekonkuren in den gotischen Rippen, Gialen und Arabesken. Es duket nach Besserkuchen und gerösteten Kastanien. Die Menschen gehen mit Paketen behangen und weiß beschneit wie Weihnachtsmänner. Der Schnee legt einen dicken Teppich in die Straßen. Er dämpft alle Geräusche. Alles geht wie in weichen Pantoffeln, alles wird lautlos, verhalten wie vor etwas Kommen. Weihnachten ist nahe.

Und nachher? In der Weihnachtsdeklaration einer Kaufhausfassade läutet in einem fort eine Glocke durch den Flodenwirbel. Eine Weihnachtsglocke will sie sein. Aber manchmal klingt sie wie eine Arme-Überlocke durch die Kälte. Wessen Tage sind gesägt?

Die Stadt wartet. Das Land wartet. Der politische Weihnachtsfrieden verschleiert die Tage. Gedämpft, hinter dem Gehege der Regierungsverordnungen geht der Frost-Mäuse-Krieg der diktator-küsterlichen Rivalen weiter. Der Kampf vollzieht sich getarnt. Manchmal knallen die Völkerexplosionen kleiner Attentate in die Vorweihnachtsstille. Es ist das „Störungsgewitter“ der Falschkreuzler, die nach dem Verbot in Zivil weiterleben. Dann und wann begegnet man einem Heimwehrmann, etwa einem am Tag. Pöfziger sieht man sie nicht. In den gekrümmten Bahnenfedern an ihren schiffarbenen Knappen hängt Weihnachtsschnee.

Schleier liegen über den Fronten. Manchmal werden sie sichtbar — gegen stinks. Immer häufiger erscheint die Wiener Arbeiter-Zeitung mit weißen

Flecken und mit dem Vermerk: „Nach der Konfiskation zweite Auflage.“

Am 12. Dezember hat das Bundeskanzleramt den Zeitungen mitteilen lassen, daß sie von nun an über politische Demonstrationen, Anschläge und dergleichen, also auch über die Aktionen der Nationalsozialisten nur noch das berichten dürfen, was das Bundeskanzleramt durch die amtliche Nachrichtenstelle der Öffentlichkeit mitteilen für gut befindet. Es soll durch diese Verordnung eine „Beruhigung der Wirtschaft“ vermieden werden. Ueber die Rechtsgrundlage dieser Maßnahme schrieb die Arbeiter-Zeitung:

„Nach dem Strafgesetz kann wohl die Verbreitung falscher, beunruhigender Gerüchte verfolgt werden, aber kein Gesetz verbietet die Mitteilung von Tatsachen, selbst wenn die beunruhigend wirken sollten. Praktisch bedeutet: für die Arbeiter-Zeitung das Verbot im Augenblick nicht viel, weil wir uns immer damit begnügen haben, über die Nazistreiche bloß kurz zu berichten, da wir wenig Ursache haben, dem Falschkreuzer einen Reflektor zu machen; grundsätzlich aber ist die Vorschrift, daß über bestimmte Ereignisse gar nicht oder nur in der Fassung der amtlichen Meldungen berichtet werden darf, eine neue einschneidende Einschränkung der Pressefreiheit.“

Wegen dieser vorläufigen und durchaus sachlichen Bemerkungen wurde die Arbeiter-Zeitung konfisziert. Eine zweite Auflage erschien mit einem weißen Fled an Stelle dieser Sätze.

„Gedenket der Frieden und hungernden Kinder! Nehmt Kinder zum Weihnachts- oder Feiertagstisch als eure Gäste! Aktion des Arbeiterbundes unter dem Ehrenschutz der Frau Bundeskanzler Alwine Volkshaus.“

Das steht auf den Programmzetteln der Theater. Frierende und hungernde Kinder — die gibt es also doch? Den Zeitungen aber ist auf höhere Weisung „nahegelegt“ worden, nicht so viel über Elend zu schreiben. Man soll es verschweigen.

Das Elend geht einzuweilen auf die Straße. Im Lichte der strahlenden Luxusschaufenster in der Räumertstraße gehen Frauen auf und ab und bieten sich an Frauen vom Gewerbe und andere, die die Not hantreibt. Stellunglose Mädchen und auch verheiratete Frauen. Die sind froh, wenn sie einen Mann finden, der sie für eine halbe Stunde ins warme Café führt und ihnen ein paar Schillinge schenkt, ohne zu fordern. Ein paar Schillinge zur Weite für Kofen, für die Kinder. Aber sie sind auch bereit, ins Stundenhotel mitzugehen — für Geld, um des Geldes willen. Sie verkaufen sich, weil sie alles andere schon verkauft haben. Sie sieben da, zitternd vor Kälte, und weihen mit stummen Blicken, mit einem Lächeln, und es ist ihnen zum Heulen zu Rute. Den Frauen vom Gewerbe müssen sie aus dem Wege gehen — die holen sofort einen Wachmann herbei, wenn sie eine erwischen, die nicht „hingehört“.

An der Oper, wo die Räumertstraße auf den Ring stößt, strahlen Weihnachtsbäume mit elektrischen Aergern. Große Tafeln werden für arme Kinder — jene Frauen tun es auch, allerdings nur für die eigenen.

Das Rathaus der Stadt Wien steht dunkel mit Freitreppen, Spießbögen und Turm hinter weißen

Schleierbäumen. Es ist die Burg der roten Stadtverwaltung, nach der Stachenberg mit dem Damm über die Achsel hinweg gedeckelt hat: Diese Burg soll gestürmt und erobert werden.

Am Gürtel liegen die Wohnbauten der Stadt Wien. Im Wirtschaftsmuseum kann man an Modellen sehen, wie sie sich französisch um die alte Stadt gruppieren. Allein der „Karl-Marx-Platz“, eine der letzten Schöpfungen dieser Art, ist über einen Kilometer lang. Er umfaßt gesunde, freundliche und billige Wohnungen für über fünf-tausend Menschen. Drei Straßenbahnhaltestellen liegen längs der großartig gegliederten Front. Ein noch größerer Block, der „Engelsplatz“, nach Friedrich Engels benannt, läßt und reizvoll eigenartig in der architektonischen Gliederung, ist erst zum Teil fertig. Noch in keiner Stadt ist das Problem der modernen Massenwohnsiedlung so großzügig, so sozial verständnisvoll und so ideenreich in der städtebaulichen Einfügung gelöst worden wie in Wien. Man sieht die hellen Wohnungen, die weiten Gartenhöfe, die Zentralwaschküchen, die Kindergärten und Planschbäder — das alles ist die stolze Leistung, die das „rote Wien“ vollbracht hat. Dieser Leistung wegen feindet man die sozialdemokratische Stadtverwaltung an. Ein Flugblatt der Nationalen Front verkündete im Zeichen des Weihnachtsfriedens, daß die Regierung „mit dem wirtschaftsnotwendigen System der roten Wiener Steuerpolitik Schluß machen“ werde!

Das ist die Drohung. Die Rivalen streiten noch, wem die Deute zufallen soll. Noch weiß einer vom anderen nicht, wer im entscheidenden Augenblick der Mächtigere sein würde.

Am Rathausplatz steht das Bundeskanzleramt mit spiegelnden Fenstern. Was begibt sich dahinter? Was wird nach Weihnachten, nach dem tausendsten Frieden? Wahrscheinlich weiß man es auch dort nicht.

Manche meinen: es wird schon „österreichisch“ ausgehen. Nicht alle denken so optimistisch.

Der Weihnachtsfrieden verschleiert die Fronten. Aber die Spannungen sind spürbar. Das Leben geht seinen Gang — das Weihnachtsgeschäft ist momentan wichtiger als die Politik. Aber alles scheint einseitig, abwartend, fragwürdig. Weihnachtsferien stimmen — sind es romantische Lagerfeuer vor kommenden Kämpfen?

Weiße Schleier fallen über die Stadt, leise, lautlos, dämpfend. Dahinter, im Dunkeln, im gestalkten Ungewissen, unterm trüb geröteten Nachthimmel liegt die Zukunft Österreichs.

Manfred.

Der drei Könige Erdenfahrt.

Als das neunzehnhundertdreißigste Jahr seit Christi Geburt beinahe vergangen war, Ward Kaspar, alteingesessener Himmelsgast, Von einer seltsam quälenden Unruhe erfaßt, Ob die Lehre von Beisichem, das Friedenswort, Ueber die Zeiten hin Klinge auf Erden fort. Und er legte dem Reich und dem Balthasar Die Notwendigkeit einer neuen Reise dar. Einfach war's, man früg den allwissenden Herrn, Aber der hat solche Störungen nicht sehr gern. So einigten sich die Dreie auf Kaspar's Plan — Ihr Freund, der Beisichem-Stern, zog wieder voran.

War es Absicht? Oder hatte er sich verrannt? Er führte sie stracks ins erneuerte deutsche Land. Das durchzogen die Heiligen nun kreuz und quer — Und wunderten sich von Stunde zu Stunde mehr. „Friede auf Erden?“ — Trommelflag und Trompetenschall Und exerzierende Truppen allüberall. „Vom Himmel hoch, da komm ich her!“ Braune Kampfflügel wissen ganz andere Mär! „Christ ist geboren!“ — Lächerlich! Julnacht ist heut!

Germanen beten zu Wotan und Donar und Teut. „Aus Davids Stamm?“ — Fort mit dem Juden-gott! Da ward der Könige Wandern zu bangem Trost. . . Ausländer? Orientalen? Und ihrer drei? Das lockt SA und SS und die Polizei! „Fremde Semiten? Was macht ihr im deutschen Land?“

Habt wohl gar gestiftet den Reichstagbrand? Können es nicht die drei bulgarischen Noten sein, Sperren wir eben drei andere Juden ein! Habt acht! Ins Konzentrationslager marschiert! Euer Gepäd wird von Amtswegen konfisziert. Euer Gold kriegt der Schacht, Vor des Führers Allar Aber bringen wir Myrthen und den Weihrauch dar.

Ihm huldigt doch auch der Himmel bereit: Seht ihr den Kometen mit dem Falschkreuz? Geprügelt zwischen hundert andere in dumpfem Saal. Mißhandelte Köhnen vor Wul und vor Qual. Ein Braundube brüllt in den Raum: „Habt acht! Stillschanden! Wir singen: Heilige Nacht! Da war der drei Wandlerer Reugierde gestillt, Sie sahen gen Himmel — eh man sie gekillt. Doch vergaßen sie zu unterschreiben den Schein, Daß die Behandlung human war und äußerst fein. J. H.

Wittellungen aus dem Publikum.

An unsere Leser.

Unserer Fachredaktion ist schon längst bekannt, daß in Deutschland der Eisenvitriol bei der Unkraut-vertilgung und der Bekämpfung der lebenden Schädlinge seit vielen Jahren in großen Mengen Verwendung findet.

Damit wir auch unseren kleinen Landwirten die Möglichkeit geben können, die guten Erfolge des Eisenvitriols, welcher sich besonders vorzüglich zur Vertilgung der Unkräuter, wie Federich, Aderfench, weiteis Kleinfeld, Ackerdistel, als auch zur Ausrottung des Mooses auf Wiesen eignet, kennen zu lernen, haben wir die Verkaufsfirma dieses Erzeugnisses der hiesigen Werke, die Firma C. T. P. P. & Co., Prag II., Havliczkova nám. 3, ersucht, unseren Lesern, besonders den Kleinbauern, beim Einkauf Vorteile zu bieten.

1. 5 Kilogramm Eisenvitriol, in einem Kistchen verpackt, per Post gratis, jedoch unfrankiert, aus dem Lieferwerke in Karlsbühne bei Friedel (Schlesien), so daß das Postporto in Mähren auf ca. 3 Kr., bei Sendungen nach Böhmen und der Slowakei ca. 6 Kr. zu stehen kommt, welches der Empfänger zu bezahlen hätte.

2. Ein kleines Postmuster, gratis und frankiert, mit einer Gebrauchsanweisung, da in Prag kein größeres Lager unterhalten wird.

3. Allen, welche sich in obangeführter Periode melden, können bei Bestellung von 500 Kilogramm Eisenvitriol auf einmal, gegen Bezahlung von 225 Kr. inklusive Post und Umschlagsteuer, frei Lagerstation, weitere 100 Kilogramm zu den bestellten 500 Kilogramm umsonst zubeziehen, wobei werden für die gratis 100 Kilogramm nur 6 Kr. für den Post und die Manipulation verlangt, so daß unsere Mitglieder anstatt für 600 Kilogramm Eisenvitriol im Werte von 270 Kr. nur 231 Kr. zu bezahlen haben; die Sendungen werden gegen Nachnahme abgefertigt. Durch die Ueberlassung von je 100 Kilogramm Eisenvitriol gratis bei Aufgabe einer Bestellung von 500 Kilogramm, können sich die Mitglieder die Spesen und Ausgaben, welche mit der zu erteilenden Bestellung und das Verwiegen der Sendung verbunden sind, bezahlt machen.

Die vorteilhaft eingekauft wurde, beweist der Umstand daß in der Drogerie für Eisenvitriol zum mindesten 2 bis 3 Prozent per Kilogramm bezahlt werden müßte, wogegen dieses Produkt in erwähntem Falle nur auf 45 Heller per Kilogramm zu stehen kommt. Auch stellt sich die Verpackung der Obstbäume fünf- bis achtmal billiger als bei Verwendung anderer Mittel, wobei der Erfolg nicht nur der gleiche, ja oft sogar um vieles besser ist.

Der Eisenvitriol kann auch gut zur Konservierung von Holz gegen Fäulnis und Holzwurmbau verwendet werden und auch zur Desinfektion bei Viehkrankheiten, Geflügel- und Kleinviehkrankheiten herangezogen werden. Man verwendet dieses Mittel weiteis gegen Schnecken, sogar Feldmäuse und Maulwürfe kann man damit gleichfalls gut bekämpfen. Eine weitere gute Verwendungsmöglichkeit besteht noch darin, daß der Eisenvitriol zur Konservierung des Mistes und der Jauche verwendet werden kann, da dieses Mittel die Eigenschaft hat, den sonst in die Luft schwindenden Stickstoff zu binden, womit ein wertvoller Stoff erhalten bleibt.

Gebrauchsanweisungen sendet erwähnte Firma allen Interessenten gratis. Auf Wunsch werden Ihnen auch in Ihrer Umachung jene Versuchsansteller genannt, welche das Mittel bereits ausprobiert haben, damit Sie gegebenenfalls die Möglichkeit haben, bei denselben Erkundigungen einzuziehen und sich davon zu überzeugen, daß es sich in vorliegendem Falle um ein solides Angebot und um Qualitätsware handelt.

Durch das Abweilen ausländischer teurerer Präparate ersparen Sie nicht nur Geld, sondern unterstützen auch die Beschäftigung unserer Viehwärter und deren Arbeiterschaft.

Winterfreuden und Winterleiden. Das alte Sprichwort: „Was des einen Freud, ist des anderen Leid“ findet nie so treffende Bestätigung als beim Winteranfang. Die Freude unserer Jugend über den ersten Schnee, der Jubel der Wintersportler über die nun wieder in Aussicht stehenden Vergnügungen, schlagen beim Großteil der Bevölkerung gerade in das Gegenteil um. Denken doch jetzt gerade Rheumatischer und Gichtleidende mit Entsetzen an die ihnen in Aussicht stehenden verstärkten Schmerzen, an schlaflose Nächte und mancher begt bereits heute Befürchtungen vor Grippe und Erkältungskrankheiten, die stets im Gefolge des Winters auftreten. Und doch ist es heute nicht mehr nötig, derartige Befürchtungen zu hegen. Togaletabletten, die in allen Apotheken erhältlich sind, bilden ein geradezu ideales schmerzstillendes Mittel bei Gicht und Rheuma, bei Nerven- und Kopfschmerzen, und einige Tabletten, zur rechten Zeit genommen, sind ein zuverlässiges Vorbeugungsmittel gegen Grippe und Erkältungskrankheiten. Wer Togalet im Hause hat, kennt nur Winterfreuden und keine Winterleiden.

Vom Prager Rundfunk

Diesmal kann ich nur von der musikalischen Dienstleistungsleistung berichten. S. Siegmund Grünfeld sang mit hübschem Tenor und guter Einfühlung Lieder heimischer Komponisten. Rudolf Procházka ernste Oper, V. Nováks feinsinnige Vertonungen sind uns nicht neu; durch treffende musikalische Charakterisierung fiel ein Zutritt von Liedern auf Texte aus Morgensterns Galgenliedern von R. W. Randa auf, — seit Paul Graener der erste, der sich wieder mit Erfolg an diesen spröden Stoff gewagt hat. Gerade im Rundfunk ist diese Art Oper nicht dankbar, weil die außerordentlich verbeutende Wirkung des Mienenspiels des Sängers hier wegfällt.

Bei dieser Gelegenheit sei die Frage gestattet, warum seit einiger Zeit die Künstler des Deutschen Theaters in Prag so selten zu hören sind. Wir haben ihnen schon viele schöne und interessante Sendungen zu danken und die Vertreter der repräsentativen deutschen Kunststätte unserer Republik dürfen doch in unserer Sendung nicht

fehlen. Man hat uns schon manches Stückchen mehr oder weniger genießbaren Dilettantismus verschickt, — darüber darf das Berufsamt nicht verärgert werden, das heute einen besonders scharfen Kampf ums Dasein zu kämpfen hat.

Inzwischen hat unser Prager Rundfunk sein zehnjähriges Jubiläum gefeiert. Kein Zweifel, er gibt kein übles Bild von dem geistigen und künstlerischen Leben und Streben in der Republik, — ich erinnere mich, daß seine musikalischen Darbietungen in der Schweiz, in Westeuropa gerne gehört wurden. Sobald aber das gesprochene Wort kam, dem doch besonderer propagandistischer Wert zukäme, ward heulend abgelehnt: die Sprache war das absolute Hindernis der Wirkung. Darüber dürfen wir uns keinen Illusionen hingeben: West- und Südeuropa lernt nicht Tschechisch, obwohl es von den Tschechen, ihrem Staat, ihrem Leben und Arbeiten gern etwas hören würde. Dies bringt uns wieder auf die Idee vom Deutschen Sender in Prag: wie wäre es, wenn der alte, funktionsbereite Sender dazu benützt würde, und wenn dort der deutschen Sendung, die gar nicht den ganzen Tag beanspruchen müßte (Wußt könnte vielfach vom Hauptsender übernommen werden), regelmäßige französische, englische, italienische, südslawische, magyarische Sendungen eingegliedert würden, wöchentlich je eine auf die Wochentage verteilt, und jede Woche würde in all diesen Sprachen irgendein allgemein interessantes Kapitel von der tschechoslowakischen Republik erzählt? Kann man sich ein besseres Mittel denken, für die Idee der Demokratie in ganz Europa zu werben und unserer Republik einen festen Platz im Denken und Urteilen im Weltbild der Europäer zu sichern? Mögen die Konjunktur mal über diesen Vorschlag die Köpfe zerbrechen!

Besondere Freude bereiten jedesmal die Ansprachen des Schulministers Dr. Dörner im Rundfunk. Seine schlichte, natürliche, aufrichtige Art, zu sprechen, der vornehm sittliche Gehalt seiner Gedanken wirken sehr stark auf die jungen Hörer; den Lehrern gibt er damit das beste Beispiel, wie sie demokratische Besinnung und staatsbürgerliches Verantwortlichkeitsgefühl in ihren Schülern wecken und pflegen können. Leider steht das wirtschaftliche Elend der Zeit der so wünschenswerten Verbreitung des Rundfunks in unseren Schulen sehr

Deutschland von Innen.

Deutschlands wahre Stimmung ist keineswegs so einstimmig und begeistert wie das Propagandaministerium des Herrn Goebbels sie in Wort und Bild erscheinen lassen möchte. Es gehört schon mehr als „Eine Woche Berlin“, um unter dem Schweigen der eisigen Diktatur die Strömungen der Volksmeinungen zu erkennen.

Wer wie der Verfasser dieser Zeilen bis vor wenigen Tagen in Berlin gewohnt und dort politisch gearbeitet hat, weiß am besten, daß dem Rausch der Feste und Feiern der Regenammer zu folgen beginnt.

Das war schon bei dem Erntedankfest deutlich zu erkennen. Denn wer am Tage danach im Berliner Polizeipräsidium mehr oder weniger freiwillig zu tun hatte, der fand dort würdige Herrn im Gehrock und Zylinder in größerer Zahl vor. Es waren die traurigen Ueberreste von Vereinsvorsitzenden, denen bei Androhung der Auflösung ihrer Vereine, die korporative Teilnahme an der Demonstration aufgezwungen worden war und die nun über ihr etwas zu deutlich gezeigtes Mißfallen über diese Zwangsmäßnahme zu büßen hatten.

Ähnlich zwangsweise waren zum Tag des „Deutschen Hundes“ und zum Tag des „Deutschen Pferdes“ die Teilnehmer herabgeföhlen worden.

Gelegentlich kommt es auch vor, daß das geladene Publikum so „geladen“ ist, daß störende Zwischenfälle nur schwer vermieden werden können. So erhob sich kürzlich, als sich anlässlich einer Ausstellungseröffnung am Kaiserdamm der Herr Festredner in maßlosen Beschimpfungen Andersdenkender erging, das Publikum schweigend wie ein Mann und hätte den Saal verlassen, wenn man nicht wohlweislich vorher die Türen geschlossen hätte.

Am Bahnhof Friedrichstraße war ich außerdem Zeuge wie eine nächtliche Schießerei zwischen betrunkenen Standardentrückten und einem Sturmführer der SA dazu führte, daß das Publikum, das sich bedroht sah, stürmisch eingriff und die SA-Leute ohne Unterschied kräftig verprügelte.

Freilich werden solche Fälle aktiver Stellungnahme des Publikums eine Ausnahme bilden müssen, denn noch ist der Terror vor oben viel zu stark. Am ehesten findet der Unmut der Bevölkerung ein Ventil im Kirchenkonflikt. Es haben sich unzählige Zetken gebildet, 3200 protestantische Pfarrer haben sich zu Notbruderschaften zusammengeschlossen. Mancher Geistlicher hatte Bekanntschaft mit dem Konzentrationslager machen müssen. Andere evangelische Kreise suchen den Schutz der katholischen Kirche zu erhalten.

Wie sieht es in den einzelnen Bevölkerungsschichten aus? Unzufrieden sind in gleicher Weise Bauern, Kleinbürger, Arbeiter und Angestellte, aber auch die proletarischen Teile der SA. Die letzteren füllen heute bereits vielfach die Konzentrationslager und die berüchtigten Folterkammern des Columbiahauses in Berlin-Tempelhof. Es ist Tatsache, daß in Neuföhn Demonstrationen von SA-Leuten stattgefunden haben, die Schilder trugen „Gebt uns Arbeit und Brot, sonst werden wir wieder rot!“. Ähnlich wie in der SA ist es in den Arbeiterlagern, wo es des öfteren zu Dienstverweigerung kommt.

Auch bei den Bauern ist die Stimmung keineswegs rosig, das Erbhofrecht hat keinen Anklang gefunden und alle andern Versprechungen sind nicht erfüllt worden. Die Folge ist, daß beispielsweise der Oberpräsident Koch in einer westpreussischen Bauernversammlung glatt ausgepöfien worden ist.

Das Kleinbürgertum ist nicht minder enttäuscht, der Geschäftsgang ist weiterhin schlecht, Warenhäuser und Genossenschaften bestehen fort und der wirtschaftliche Kampf gegen die Juden hat durch seine Auswirkungen eher geschadet als genützt. Man kann von ihnen des öfteren hören: „Das ist schon der reinste Bolschewismus.“ Vor allem die dauernden Sammlungen und der Zwang, die Läden auszuschmücken, schafft Ärger und Verbitterung. Selbst die Grokhunternehmer leiden unter der Fülle der ihnen auferlegten Bestimmungen und sind u. a. im Rheinland und an der Ruhr so unzufrieden, daß sie jeden andern Zustand eher ertragen würden, als dieses braune System.

Falsch wäre es trotzdem, von diesen Schichten irgendeinen aktiven Widerstand zu erwarten. Eine wirkliche Opposition erwächst Hitler trotz aller Drangsalierungen aus den Reihen der zu Tausenden mißhandelten, geschlagenen und gefolterten, ihrer Freiheit, ihres Erwerbes und ihrer Existenz beraubten Arbeiter. Sie führen den Kampf in kleinen Gruppen unter äußerster Opferbereitschaft. Zumeist sind es gerade die Jungen, die an die Stelle der Alten, für die illegale Arbeit zu bekämpfen und zu wenig wendigen Funktionäre getreten sind. In ihren Reihen ist die Liebe für die alten Parteien sehr gering, um so größer dafür die Bereitschaft, für das kommende Neue sich mit allen Kräften rückwärtslos einzusetzen. Weder zurück nach Weimar noch hinüber nach Moskau wollen sie, der Sieg einer möglichst breiten revolutionären Front aller wirklichen Sozialisten ist ihr Ziel.

Sie finden Echo vor allem in den Großbetrieben, wo heute freilich noch zur offenen Auflehnung keine Möglichkeit besteht. An ihre Stelle tritt die passive Resistenz, die sich im Fernbleiben oder in der feindselig-schweigenden Teilnahme an den nationalsozialistischen Betriebsversammlungen kundtut.

All diese Anzeichen zum Widerstand dürfen in keinem Kämpfer Illusionen erwecken. Wenn nicht wider Erwartung die kriegerischen Rüstungen, in deren Dienst weiteste Teile der deutschen Industrieproduktion stehen, zu einem gewalttätigen Konflikt führen sollten und wenn nicht die gegenwärtig schlechte Wirtschaftslage sich bis zu katastrophalen Ausmaßen steigert, so ist bis auf weiteres mit einer Veränderung der politischen Verhältnisse nicht zu rechnen.

Aber was geschichtlich zu denken vermag, weiß, daß im Leben der Völker anders gerechnet wird als im Leben der Menschen, er hat jene keineswegs passive im Gegenteil höchst aktive Ruhe, die auf nichts weniger beruht, als auf der Gewißheit des kommenden Sieges. Ihn zu fördern ist die Aufgabe der Arbeiter der ganzen Welt, denn sie haben keinen größeren Feind als den Faschismus!

im Wege. — „Jeder Schule ihr Empfangsgerät“ müßte die Lösung der Elternvereinigungen in den nächsten Monaten sein. Mir scheint, das dürfte nichts Unerreichbares bleiben; freilich müßte auch schon an allen Schulen und bei der ganzen Lehrerschaft das Verständnis dafür gekommen sein, wie notwendig und nützlich die Elternvereinigungen für die Schulen sind. Daran fehlt es leider noch in allzubühler Fülle.

Manchmal sollte man doch einem reichsdeutschen Sender lauschen, — es ist lehrreich! Sprach vor einigen Tagen Propagandaminister Goebbels in hohen Tönen von den Leistungen der Hitlerregierung im Kampfe gegen die Arbeitslosigkeit. Von über 6 Millionen auf etwa 3 Millionen sei in diesen wenigen Monaten die Zahl der Arbeitslosen herabgedrückt worden! Noch nicht ein Fünftel der ausbedungenen vier Jahre sei verfloßen! Man höre und staune! Eine halbe Stunde später wurde für die Winterhilfe geworben. Mit beweglichen Worten schilderte der Redner die Not der Erwerbslosen und erklärte, es gelte 6 Millionen Deutschen zu helfen, die im größten Elend leben! Hier hat, dies darf man annehmen, die Regie nicht geklappt, — in einem straff diktatorisch regierten Staat, der endlich von der Schlampererei des Weimarer Systems befreit ist, dürfen solche betrübliche Fehler nicht gemacht werden. Wer von den Millionen reichsdeutscher Rundfunkhörer hat was gemerkt? Fürstenau.

Prager Zeitung

Die Urania und das Urania-Kino lädt das gesamte deutsche Publikum zum ständigen Besuch sämtlicher Veranstaltungen und Vorführungen in dem anerkannt schön eingerichteten Neubau ein und wird sich freuen, alle Kreise recht zahlreich in ihrem Volksbildungshaus begrüßen zu können. Jeder, der an dieser Kulturarbeit teilnehmen will, ist herzlich willkommen.

Remuneration im Prager Gremial-Gebiet gebührt jedem Angestellten einer dem Gremium angeschlossenen Firma. Auskünfte beim Allgemeinen Angestellten-Berband, Prag II, und bei dem Schiffenauauschuss, Jerusalemstr. — Freie Posten meldet sofort Telephon 51351. — Angestellten-Berband.

Kunst und Wissen

Wochenplan des Neuen Deutschen Theaters. Sonntag geschlossen. — Montag, 2 1/2 Uhr: „Pünktchen und Anton.“ 7 1/2 Uhr: „Zwei Herzen im Dreiviertelstakt.“ (B 2) — Dienstag, 11 Uhr: „Pünktchen und Anton.“ 2 1/2 Uhr: „Ball im Savoy.“ 7 1/2 Uhr: „Don Carlos.“ Gastspiel Durieux, Vassermann, Deutsch, Moissi, Martin. (A. A.) — Mittwoch, 8 Uhr: „Garten Eden.“ (B 1) — Donnerstag, 7 1/2 Uhr: „Zwei Herzen im Dreiviertelstakt.“ — Freitag, 7 1/2 Uhr: „Die Wildente.“ Gastspiel Albert Vassermann und Elise Vassermann, Durieux, Moissi, Deutsch. — Samstag, 7 1/2 Uhr: „Die verkaufte Braut.“ (B 1)

Wochenplan der Kleinen Bühne. Sonntag geschlossen. — Montag, 3 Uhr: „Allez hop.“ 7 1/2 Uhr: „Die Regimentsdochter.“ Erstaufführung. — Dienstag, 3 Uhr: „Garten Eden.“ 7 1/2 Uhr: „Schönste Ehe.“ Uraufführung. — Mittwoch, 8 Uhr: „Schönste Ehe.“ — Donnerstag, 8 Uhr: „Schönste Ehe.“ — Freitag, 8 Uhr: „Regimentsdochter.“ — Samstag, 8 Uhr: „Schönste Ehe.“

Fortwährende Verstopfung, Dickdarmlatarrh, Blähungsbeschwerden, Magenverstopfungen, allgemeines Krankheitsgefühl werden sehr oft durch den Gebrauch des natürlichen „Franz-Josef“-Bitterwassers — morgens und abends je ein kleines Glas — beseitigt.

Vereinsnachrichten

Deutsche Volksgemeinde Prag. Die nächste Gesangsstunde findet wegen der Feiertage erst am Dienstag, den 9. Jänner, in der „Typografica Beseda“ statt.

XIV. Moskauer der Union der Geschäftsreisenden und Vertreter findet am 10. März 1934 in großen Enternasaal statt. Reklamationen sind rechtzeitig an das Sekretariat der Union, Prag II, Jungmannova 29, zu richten.

Filme in Prager Lichtspielhäusern

bis einschließlich Donnerstag, den 28. Dezember.

Veränel: „Zum aufgeblasenen Loden.“ Täglich, 12, Ausstattungsmärchen „Hänsel und Gretel.“ — König: „Ein Herz für ein Lieb.“ — Flora: „Ring Kong.“ — Hollywood: „Ein Herz für ein Lieb.“ — Jutis: „Der Arzt.“ Neues Slavinsky-Ufa-Lustspiel. — Kinema, V. Th.: „Journale, Report, Lustspiel.“ 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12. — Koldo: „Die sechs Frauen Heinrichs VIII.“ — Leterna: „Die sechs Frauen Heinrichs VIII.“ — Metro: „Der Arzt.“ — Radio: „Zum aufgeblasenen Loden.“ Täglich, 12, Ausstattungsmärchen „Hänsel und Gretel.“ — Slaut: „Ring Kong.“ — Alma: „Zum aufgeblasenen Loden.“ — Vajtal: „Ring Kong.“ — Belvedere: „Die Spionin.“ — Carlton: „Zum aufgeblasenen Loden.“ — Favorit: „Zwölf Sessel.“ — Illusion: „An einer kleinen Garnison.“ — Kapitol: „Die Spionin.“ — Vido: „Ring Kong.“ — Louvre: „Ring Kong.“ — Marea: „Die Spionin.“ — Roxy: „Zum aufgeblasenen Loden.“ Um 4, 6, 8, 10, 12. „Hänsel und Gretel.“ 11, 12, an Feiertagen auch 10 1/2 vorm. — Sport: „Zum hl. Antonius.“ — Valbet: „So ein Dumbelben.“

Dem Kind des Arbeiters das sozialistische Kinderbuch! Tirilin reist um die Welt von Fritz Rosenfeld Durch alle Ortsgruppen der „Kinderfreunde“ um nur Kc 12.— (früher 3 Mark) zu beziehen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Emil Biskup, Prag. — Druck: „Neue“ N. G. für Zeitung und Buchdruck, Prag. — Für den Druck verantwortlich: Otto Döfl, Prag. — Die Zeitung erscheint wöchentlich am Sonntag, den 24. Dezember 1933, Nummer 301. — Preis: 10 Heller. — Abbestellung von Manuskripten erfolgt nur bei Einreichung des Autogramms.

Der Film

Der Jarewitsch.

Operetten haben das ungeschriebene und unergründliche Vorrecht auf die märchenhaftesten Unwahrscheinlichkeiten, auf die unoriginellsten Spässe, auf die wirklichkeitsfernen Typen, auf die schmachtesten Liebes- und die rührendsten Abschiedsszenen — und auf das größte Gewimmel fürstlicher Räumlichkeiten und funkelnieder Eleganz. Daß die Autoren und Regisseure der Tonfilmoperetten von diesen Vorrechten auch ihrerseits reichlich Gebrauch machen, läßt sich nicht leugnen. Und ebensowenig läßt sich leugnen, daß diese von Victor Janson verfilmte Operette keine Ausnahme von der Regel ist. Das einzig Auffallende an ihr sind zwei kleine Fehler: die Handlung ist nicht nur unmöglich, sondern auch langweilig, — und der Gesang (den der Tenor Schöner und die Sopranistin Eganerth liefern) ist nicht nur sinnlos, sondern auch glanzlos.

Welche Notwendigkeit hat also bestanden, dieses Machwerk über die reichsdeutsche Grenze zu importieren? Gibt es so wenig Ritsch in der Welt, daß man ihn heute ausgerechnet in Berlin einkaufen muß? — eis —

Das Schloß im Süden.

Wenn ein Film einen so romantischen Namen, den Herrn Giza v. Wolbary zum Regisseur und die blonde Diba Diane Haib zur Hauptdarstellerin hat, dann weiß der Schwergedruckte Kenner des Berliner Films, was ihm bevorsteht: zuckerhafte Träumereien, zur Kulisse erniedrigte Natur, eitel Liebe, Sonnenschein, Singang und Reichtum — und alles das nur ein Umweg zum happy end.

Daß diese Gattung des deutschen Films alle Stürme der Zeit überleben würde, hat niemand bemerkt. Wir waren also gar nicht neugierig, es durch Exempel beweisen zu sehen. Die Leute, die beschließen hier vorzuführen, machen sich — gelinde gesagt — eine sehr unnötige Mühe.

Mitteilungen der „Urania“

Montag, halb 11 Uhr vorm.: „Chicago“, Weltstadt in Flegeljahren“ und „Melodie der Welt“, Kulturfilme.

Dienstag, halb 11 Uhr vorm.: „Die Urwaldsymphonie.“ Der überragende Kulturtonfilm von einer Amazonas-Expedition. Preise an beiden Tagen: 2 und 4 Kr.

Montag und Dienstag halb 4 Uhr: „Kasperla Weihnachtsspiel über den bösen Zauberer Hutmacher.“ Einmaliges Gastspiel der Zauberertruppe im Bühnensaal. Auch dem Verständnis der Kleinen und Kleinsten angepaßt. Kinderpreise: 2—7 Kr.

Werden Sie Urania-Mitglied! Jahresbeitrag 18 Kr., für Familien-Angehörige 3 Kr. Urania-Kassa, Alimentská 4, Fernsprecher 61623, 62441, täglich geöffnet von halb 10 bis halb 1 und von 3 bis 7 Uhr (brute nur vormittags).

Das Urania-Kino, Alimentská 4, das einzige deutsche Tonfilm-Kino von Groß-Prag, bringt als Weihnachtsprogramm die ausschließliche Premiere des Films „An heiligen Wassern“ mit Karin

Der Vertrauensmann

Tribüne

Monatsschrift für Arbeiterpolitik und Arbeiterkultur. Die „Tribüne“ unterrichtet den sozialistischen Vertrauensmann über die aktuellen Probleme des internationalen Sozialismus, der Ökonomie und der Kulturpolitik. Jahresbezug 40 Kr., vierjährlich 160 Kr., Einzelhefte 4 Kr. Bestellungen durch den Vertrauensmann, die Schriftenabteilung des Volksbuchhandlung oder direkt durch die Verwaltung in Prag II., Nekazanka 12.

Gardi, S. A. v. Schlettow, Carl Dalhaus, E. v. Winterstein, Th. Loos. Eintrittspreise von 2—10 Kr. Die Vorstellungen an den Feiertagen beginnen um 2, 4, 6 und 9 Uhr. — Silvester-Nachvorstellung: „Die schwebende Jungfrau“, Lustspiel-Film. Gralla, Malen, Sandrod. Im Vorprogramm: „Das Publikum singt mit.“ In der Ritterschloßszenen: Jordan, Laak, Grünberg.

Weihnachtsblock für das Neue Theater und die Kleine Bühne gültig vom 25. Dezember 1933 bis 31. Jänner 1934. Ermäßigungen 15 Prozent. Anzahlung auf 8 Anweisungen 80, 40 oder 24 Kr.

Lest Bücher Wissen ist Macht!

Schenkt Bücher zu jedem Fest!

Bücher sind Freunde Bücher sind Gefährten

Eine Anzeige
Wer hat die Hand gegeben, die nicht am meisten im Blick der Augen Arbeiter arbeitet
Wer hat, ohne das er große Auslagen hat und — das Wichtigste — Erfolg hat
immer!

Alle Ausflüchte

über die Unrentabilität der Obstbaumpflanzung sind nichtig. Trotz deutiger Obstpreise macht sich die Bepflanzung bezahlt, seitdem die volle Wirkung des billigen Eisenbitriols (Eisenkulfats) gegen die Pflaumen-Schildlaus, Blattlaus, Schorrantheit usw. durch hunderte Versuche festgestellt wurde.

Nicht die Reklame, sondern die Praxis spricht!

Alle Stachelbeersträucher, seit Jahren arg vom Mehltau befallen, wurden im Frühjahr mit 15prozentiger Lösung bespritzt. Abgesehen von ganz minimalen Spuren, war der Mehltau heuer verschwunden. Dasselbe Resultat erzielte ein anderer Besitzer einer größeren Stachelbeerpflanzung.

Gegen Schildläuse auf Pflaumen wurde hier von einem Besitzer im Frühjahr mit einer 30prozentigen Lösung gespritzt und die Bäume erwiesen sich frei von Schildläusen, zum Unterschied von nichtbespritzten im selben Garten.

Bruno Ertelt, Grundbesitzer, Saubörsdorf, Schf. nach meinen Erfahrungen dürfte Ihr Eisenbitriol das beste Schutzmittel gegen Schädlinge auf Bäumen sein.

Ernst Flegl, Tornala 181, Slowakei. ... Stachelbeeren zeigen nach der Bepflanzung keinen Mehltau. Dir. B. Hermann, Grulich 449.

... mit dem Erfolge der Eisenbitriol-Bepflanzung gegen die Blattlaus auf der Goldreinetten war ich sehr zufrieden. Konrad Ferschinger, Popitz 64 bei Znaim.

Meine Zwetschenbäume waren überlastet von Ungezieser. 24 Stunden nach Bepflanzung war alles Ungezieser verschwunden. Konrad Bichel, Chotieschau 284.

Bei Kirsch- und Pflaumenbäumen, von Schildläusen stark befallen, wurde nach Bepflanzung die Schildlaus ganz abgetötet, trotzdem nach dem Spritzen ein Sprühregen einsetzte. Die Spar- und Darlehenskassa in Graditz will gemeinschaftlich für ihre Mitglieder Eisenbitriol bestellen. Josef Kulm, Graditz Nr. 60 bei Rohnitzhof.

Seht ist die richtige Zeit zum Spritzen!

Mit 100 Kilogramm Eisenbitriol im Preise von 45 Kr bespritzt man 100 bis 200 Bäume. Eisenbitriol vertilgt 100prozentig den Federich und Wiesennuss. 2233

Verlangt Prospekte. Eisenbitriol ist erhältlich bei Eueren Konsumvereinen oder bei der Firma C. T. Pöpel & Co., Prag II., Dabčického nám. 3.

DONAU
Allgemeines Versicherungs-Aktien-Gesellschaft in Wien
Direktion für die Tschechoslowakische Republik,
Prag II., Narodni 10.
Feuer-, Chomage-, Maschinenbruch-, Glas-, Einbruch-, diebstahl-, Hagel-, Transport- und Reisegepäck-, Versicherungs-, Unfall-, Haftpflicht-, Autocasco-, Lebens-, Renten- und Heimpar-Versicherungen.
Generalagenten schalten in Prag, Reichenberg, Brünn und Bratislava. 1191

Verlangen Sie in jeder Verkaufsstelle des Konsumvereines SELCHWAREN der Firma HEGNER & Co., PILSEN
Selchwaren der Fa. HEGNER & Co., PILSEN SIND DIE ALLERBESTEN!

Wer inseriert, verkauft!

Živnostenská banka
Prag, Na Příkopě 30.
Gegründet 1868.
Aktienkapital Kč 240,000.000.—
Reservefonds Kč 347,600.000.— 1878
23 Filialen. 2 Zahlstellen. 3 Exposituren.
Belorgt sämtliche Bankgeschäfte im In- und Auslande.

ANGLO-ČECHOSLOVAKISCHE UND PRAGER CREDITBANK
ZENTRALE IN PRAG. 1900
AUSLANDS-FILIALEN: Belgrad, Bukarest, London, Sofia.
52 Filialen in der Tschechoslowakischen Republik. :: 7 Exposituren in Prag.

„JUTE“
GESELLSCHAFT M. B. H.
PRAG II.,
STĚPANSKA 32.
Tel. 23551, 23552, 23553.
Telegramm-Adresse: HESSIAN PRAG.
Jutegarne und Zwirne, Jutespagate, Jutegewebe für Emballage u. sonstige Zwecke, Jutesäcke aller Art, Strohsäcke, Tabak-Emballagen usw.

Allen, die sich eingefunden haben, uns zu trösten, sprechen wir unseren
herzlichsten Dank
aus.
Hostivař, den 23. Dezember 1933.
Familie Švehla.

Bank der Čechoslovakischen Legionen

4 Platz-Exposituren :: 21 Filialen **in Prag II., Na Poříčí** 5 Saisonwechselstuben
Aktienkapital: Kč 70,000.000.— / Reservefonds: Kč 100,000.000.—
 Telegr.-Adresse: Legiobanka, Prag. Telefon-Serie: 265-5-1, 301-4-1. **Bankgeschäfte aller Art.**



Zemská banka

(früher Landesbank des Königreiches Böhmen)

Zentrale Prag. — Filiale Bratislava.

Alle Bank- und Börsen-Transaktionen. Geldeinlagen in laufender Rechnung, gegen Einlagsbücher und Kassenscheine, Langfristige Kommunal-, Meliorations-, Eisenbahn- und Hypothekendarlehen, Baukredite, Eigene Emission von Schuldscheinen mit der Haftung des Landes Böhmen, in der Slowakei und in Karpathenrußland mit Staatsgarantie, Individuelle Verwahrung und Verwaltung von Wertpapieren, getrennt von den eigenen Beständen und den Wertpapieren dritter Personen, Sicherheits-Stahlschrankfächer-Vermietung. 6091

Für die seitens der Bank übernommenen Verpflichtungen haftet das Land Böhmen.

Allgemeine Genossenschaftsbank

(Všeobecná družstevní banka)

Bredovská 4. PRAHA II. (neben der Hauptpost).
 Telefon: 22751-5.

Exposituren:

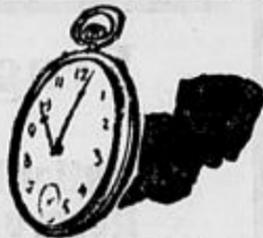
Praha II., Těšnov 5.

Brünn, „U Solnice“ Nr. 3. Mährisch-Ostau, „Hornický dům“.

Durchführung aller Bankgeschäfte.

Kreditbriefe für das Ausland, auch für Rußland.
 Einlagen auf Einlagsbücher und in laufender Rechnung. — Lose gegen Barzahlung und auf Kredit. — Verkaufstelle der tschechoslow. Klassenlotterie. — Vermietung von Schließfächern (Safes). — Eigenes Panzergewölbe.

**Auch wenn die Uhr stehen bleibt,
 geht die Zeit weiter, wir altern**



Die Zeit hat ihre Regeln, sie nimmt auf niemanden Rücksicht und nimmt auch niemanden aus, allen wird mit dem gleichen Maße gemessen. Deshalb müssen wir an unser Alter danken. Wie sichern wir uns am besten ein Kapital für den Fall des Erlebens eines hohen Alters?

Die Lebensversicherung

verfügt uns das Kapital, welches wir ersparen wollen. Sie sichert es uns schon nach Bezahlung der ersten Prämienrate, so daß dieses Kapital auch Ihrer Familie zur Verfügung steht, wenn Sie vorzeitig aus dem Leben scheiden sollten. Die Familie wird wirtschaftlich sichergestellt. Dieses glückliche Bewußtsein gewährt Ihnen moralische Genugtuung und ruhige Sicherheit.

**Mährische Landes-Lebensversicherungsanstalt
 in Brünn, Mozartgasse 3.**

„ELBE“ Lebensversicherungsanstalt A.-G. Schadenversicherungsanstalt A.-G.

Telephon 36187. — Telephon 25118, 32714

in Prag I., Národní 27

(im eigenen Hause)

Er- und Ablebensversicherungen
 Auslebensversicherungen
 Rentenversicherungen
 Erbsteuerversicherungen, sämtliche
 mit u. ohne ärztlicher Untersuchung
 Helmsparkassenversicherungen
 Feuerversicherungen
 Einbruchversicherungen

Unfallversicherungen
 Haftpflichtversicherungen
 Automobilversicherungen
 Transportversicherungen
 Maschinenbruchversicherungen
 Glasbruchversicherungen
 Private Krankenversicherungen
 bei freier Arztwahl

Vertragsanstalten großer deutscher Verbände u. Körperschaften.
 Vertretungen in allen größeren Städten! Auskünfte kostenlos sowie unverbindlich!

Böhmische Industrial-Bank

Aktienkapital und Reservefonds Kč 136,000.000.—

Zentrale in Prag, Na Příkopě Nr. 16.

Filialen in: Aussig, Benešov, Beroun, Bodenbach, Böhm. Krumau, Bratislava, Brno, Břeclav, Čáslav, České Budějovice, České Velenice, Český Těšín, Domažlice, Dvůr Králové n./L., Freudenthal, Friedland i. B., Gablonz a./N., Hodonín, Hradec Králové, Iglau, Jindřichův Hradec, Kladno, Klatovy, Komotau, Košice, Kutná Hora, Laibach, Louny, Mähr.-Trübau, Místek, Mladá Boleslav, Moravská Ostrava, Morchenstern, Náchod, Nový Bohumín, Olomouc, Pardubice, Plzeň, Píseň, Příbram, Rakovník, Roudnice n./L., Semily, Strakonice, Sternberg i. M., Tábor, Troppau, Uherské Hradiště, Ústí n./Orl., Vysoké Mýto, Vyškov, Weipert, Znaim, Zwittau.
 Exposituren in: Prag VII. (Holešovice), Strossmayerovo nám. 976, Prag VIII. (Libeň), Královská tř. 890, Prag XI. (Žižkov), Husova tř. 45, Prag XII. (Kgl. Weinberge), Rubešova ul. 21, Prag XIV. (Nusle), Riegrovo nám. 4, Prag XVI. (Smíchov), Štefánikova tř. 43.
 Bahnhof-Wechselstube in České Velenice.

**Durchführung aller Bank-, Börsen- u. Wechselgeschäfte
 Kreditbriefe auf alle Plätze des In- und Auslandes
 Informationen in finanziellen Angelegenheiten werden
 bereitwilligst und kostenlos erteilt.**

BANKHAUS

PETSCHKE & Co.

**P R A G II.,
 BREDOVSKA 18**

TELEGRAMM ADRESSE: PETSCHKOMP

TELEGRAMM ADRESSE: PETSCHKOMP